

Felix Rentzsch

aus Deutschland



Stipendien-Aufenthalt in Suriname

vom 19. August bis 1. Oktober 2013

**Desi & Me – Wie lebt es sich in einem Land,
das sich seinen Diktator zum Präsidenten wählt?**

Von Felix Rentzsch

Suriname, vom 19. August bis 1. Oktober 2013



Inhalt

1. Zur Person	553
2. Um Rückruf wird gebeten	553
3. Das Parlament macht Sommerferien	554
4. Wer oder was ist eigentlich Suriname?	556
5. Auf der Suche nach Verbündeten	558
6. Gespräch über Politik	559
7. Einführung in die Geschichte Surinames	561
8. Deutsche Siedler und Missionare	562
9. Eine Bootsfahrt mit Janine	563
10. In Vielfalt vereint?	565
11. Der Ort, an dem es keine Straßen gibt	567
12. Soziale Ungleichheit	569
13. Warum Nationen scheitern	569
14. Fünf bunte Sterne auf weißem Grund	570
15. Schöne Grüße aus Holland	571
16. Auf dem Dach des Finanzministeriums	573
17. Salziges Popcorn und kalte Cheeseburger	573
18. Probleme einer jungen Republik	575
19. Warum die USA einst Suriname erobern wollten	575

20. Ziemlich beste Freunde	577
21. Uneingeschränkte Reisefreiheit	579
22. Wochenendausflug mit meiner Gastfamilie	580
23. Außen Schokolade, innen weiße Kokosflocken	582
24. Muster der Demokratie	582
25. Die neuen alten Herrscher von Paramaribo	584
26. Mit einer Tüte Mehl durch den Regenwald	586
27. Zu Gast bei der wahren Dschungelkönigin	588
28. Begegnung mit Desi	589
29. Persönliche Bemerkungen	591
30. Alternatives Fazit: Zwei verschiedene Welten	591

1. Zur Person

Felix Rentzsch wurde am 17. Oktober 1986 in Freiberg geboren. Im Jahr 2006 machte er sein Abitur und leistete im Anschluss Zivildienst in der Notaufnahme eines Düsseldorfer Krankenhauses. Bereits als Jugendlicher schrieb er mehrere Jahre für die Westdeutsche Zeitung, gründete eine Online-Schülerzeitung und machte Fotos für die Rheinische Post. In Bochum und Antwerpen studierte er die Fächer Politik, Wirtschaft, Gesellschaft und Germanistik, erlernte die niederländische Sprache und befasste sich in diesem Zusammenhang erstmals mit Suriname. Seit dem Studium arbeitet er regelmäßig für zahlreiche Regionalzeitungen, insbesondere für die Neue Ruhr / Neue Rhein Zeitung, teilweise auch für Fernsehsender und Fachpublikationen. Zuletzt war er als Gastredakteur bei der niederländischen Wirtschaftszeitung *Het Financieele Dagblad* in Amsterdam und berichtete von dort als Korrespondent für deutsche Medien.

2. Um Rückruf wird gebeten

Die allermeisten von Ihnen kennen sicherlich den Filmemacher Michael Moore! 1989 veröffentlichte dieser einen mehrfach ausgezeichneten Dokumentarstreifen über die Auswirkungen von Fabrikschließungen in seiner Heimatstadt Flint, Michigan. Moore nannte den Film *Roger & Me*, womit er auf Roger Smith, den damaligen Vorstandsvorsitzenden von General Motors anspielte. Rund 91 Minuten lang sieht man, wie sich Moore erfolglos um ein Interview mit Roger Smith bemüht und sich überlegt, wie er es beim nächsten Mal geschickter anstellen könnte. Die zahlreichen gescheiterten Versuche bilden ein zentrales Motiv im Verlauf des Films. Und weil es mit dem Interview partout nicht klappen will, mischt sich der Regisseur einfach unters Volk und sucht bei den entlassenen Arbeitern nach Antworten auf seine Fragen. An dieser Stelle muss ich festhalten, dass ich mich weder in den USA befinde oder jemals befand, noch habe ich irgendetwas mit GM zu tun und doch drängt sich hier ein Vergleich auf: Seit sechs Wochen bin ich auf der Suche nach seiner Exzellenz Desiré Delano Bouterse, dem Präsidenten von Suriname, kurz Desi. In Anlehnung an Michael Moore kann ich sagen: Ich habe gemailt, geschrieben, telefoniert und persönlich vorgesprochen. Zweimal habe ich es bis in sein Vorzimmer geschafft und seine Pressesprecherin hatte mir schließlich auch einen konkreten Termin in Aussicht gestellt. Ich stand so kurz davor, den Präsidenten zu fragen, wie es um Suriname steht. Was er mit dem Land vor hat und was er zu den Mordvorwürfen sagt, die immer wieder gegen ihn erhoben werden.

Ich hatte bereits einen Besucherausweis erhalten, ihn brav an meinem Anzug befestigt und danach abfotografiert. Und wie man das halt so macht als junger Journalist im 21. Jahrhundert, wollte ich das Bild via Twitter veröffentlichen, aber genau in dem Moment kam die Leiterin des Pressestabs aus ihrem Büro und teilte mir mit, dass der Präsident in dieser Woche keinen Termin mehr freihätte. Ich musste sofort an den Film denken. Es gibt da diese herrliche Szene, in der Michael Moore mit seinem Filmteam in der Eingangshalle der GM-Konzernzentrale steht und mit sich selbst diskutiert, ob er nicht einfach in den Aufzug rennen und zu Roger ins Büro fahren soll. Eine meiner Lieblingsstellen. Hier in Paramaribo hätte es vermutlich sogar funktioniert. Die große Holztreppe lag direkt zu meinen Füßen. Ich hätte einfach nach oben laufen können und Desi vermutlich dabei erwischt, wie er sich gerade mit irgendwelchen Fußballspielern fotografieren lässt. Der Gedanke kommt nicht von ungefähr, denn genau an diesem Tag veröffentlichte sein Pressestab ein solches Bild auf der offiziellen Regierungswebsite. In Abwägung einer guten Story und eventueller diplomatischer Konsequenzen machte ich es wie Michael Moore: Ich plauderte mit der Pressesprecherin ein wenig über Belanglosigkeiten, erklärte, wo genau Nordrhein-Westfalen liegt, schaute mir eine Bildergalerie der aktuellen Ministerriege an und vereinbarte, weiter in Kontakt zu bleiben. Was folgte, waren zahlreiche Anrufe und weitere Emails. Immer wieder wurde ich vertröstet. Eine ganze Weile lang machte mir das nichts aus, denn ich hatte mich schnell an die surinamische Vorstellung von Zeit gewöhnt. Mein Transatlantikflug war mit drei Stunden Verspätung gestartet und bei meinem Besuch des Fort Zeelandias erschien die Gästeführerin erst 90 Minuten nach dem eigentlich angekündigten Termin. Irgendwann erreichte mich dann die Nachricht, dass der Präsident auch in den kommenden Wochen zahlreiche Termine wahrnehmen müsse und auch niemand sonst aus dem Kabinett für ein Interview zur Verfügung stehe.

3. Das Parlament macht Sommerferien

Gleich zu Beginn meiner Recherchen hatte ich mir überlegt, dass es wohl das Beste sei, einfach ins Parlament zu gehen und den Präsidenten in Aktion zu beobachten. Irgendeine Sitzung, vielleicht zu einem landwirtschaftlichen Thema, bei dem sich die Abgeordneten gegenseitig anbrüllen, vielleicht sogar handgreiflich werden und am Ende zusammen eine Flasche Whiskey leer machen. Ein schönes Klischee. Doch nichts davon bekam ich zu sehen. Auch hier schaffte ich es zweimal bis in den Presseraum neben dem Sitzungssaal. Am Eingang hatte man mir einen kleinen gelben Passierschein

aus Pappe gegeben und den Hinweis, dass die Sitzung um 11 Uhr beginnen werde. Wieder hatte ich meinen Anzug aus dem Schrank geholt und meine beste Krawatte angezogen – farblich passend zu den Verlagsfarben der NRZ und das auch noch in dem Wissen, dass die Sonne jede Textilfaser an meinem Körper in nur zehn Sekunden in einen klammen Waschlappen verwandeln würde. Sieben Stunden wartete ich dann zusammen mit einigen lokalen Journalisten auf gefühlt 10 Quadratmeter. Erst war es ganz heiß, dann wurde die Klimaanlage eingeschaltet und es wurde sehr kalt. Erst sahen wir Tennis und danach Fußball im Fernsehen. Irgendeine Mannschaft aus der Ukraine spielte gegen ein Team aus England. Manchmal lief ein Abgeordneter draußen über den Flur. Immer, wenn das geschah, stürmten ein paar von den Fernsehreportern los und schnappten sich den Kerl, der dann so etwas sagte, wie: „Wir werden das zu gegebener Zeit bekannt geben. Im Moment ist es noch zu früh, um über solche Fragen zu spekulieren.“ Ich sah mir geduldig das Spiel an und nippte an meinem zehnten Becher Automaten-Wasser.

Als es allmählich dunkel wurde, schritt ein Staatsbediensteter langsam durch den Vorgarten des Parlaments, holte die surinamische Fahne ein, faltete sie sorgfältig zusammen und brachte sie ins Gebäude, wo man uns auf Nachfrage mitteilte, dass die Sitzung nun verträgt werde. Dann fügte er hinzu: „Jetzt ist aber erst mal Sommerpause. Das Parlament trifft sich wieder Anfang Oktober.“ Es wollte scheinbar einfach nicht klappen mit Desi und mir. Letztendlich erfuhr ich, dass ich am falschen Ort gesucht hatte: Der Präsident war gar nicht da. Im Film entspricht das der Szene, in der Michael Moore einen Sportclub betritt und feststellen muss, dass sich Roger Smith entgegen aller Annahmen ganz woanders aufhält. In diesem Fall war es wohl einfaches Pech. Wäre ich aber zwei Jahre früher nach Suriname gekommen, hätte es eine simple, wenn auch äußerst seltene Erklärung für die Abwesenheit des Präsidenten gegeben: Unser guter Freund Desi durfte das Parlament eine gesamte Legislaturperiode lang nicht betreten. Ja, Sie haben richtig gelesen. Der Abgeordnete Desi Bouterse war des Parlamentes verwiesen worden. Begründung: Er war über Monate hinweg abwesend, was gegen die Geschäftsordnung der Nationalen Assemblée verstößt. Später erfuhr ich, dass Desi diese Vorschrift ganz bewusst missachtet hatte. Offensichtlich wollte er dagegen protestieren, dass man ihm die Aufnahme in den Verteidigungsausschuss verwehrt hatte. Jetzt fragen Sie sich, warum er das getan hat. Dazu muss ich ein wenig ausholen:

Der frühere Feldwebel wird nach wie vor von großen Teilen des Volkes verehrt, und zwar obwohl er vor fast genau 30 Jahren gleich zweimal die demokratisch gewählte Regierung stürzte, einen Bürgerkrieg vom Zaun brach

und jegliche Beziehungen zu den Niederlanden (die frühere Kolonialmacht) beendete. Von den wirtschaftlichen Konsequenzen will ich hier erst gar nicht anfangen. Im Übrigen war Desi Bouterse Hauptangeklagter in einem Mordprozess, in dem die Tötung von 15 Oppositionellen geklärt werden sollte. Im Fort Zeelandia, der kleinen Burg, um die herum nach und nach die Stadt Paramaribo erwuchs, sind noch heute die faustdicken Einschusslöcher an den Mauern zu sehen. Wer einmal im Bendlerblock in Berlin war, der kann sich vorstellen, was das für ein bedrückender Anblick ist. Wie mir mehrere Surinamer bestätigen, hat Desi die Kapitel über die sogenannten Dezembermorde aus den Schulbüchern entfernen lassen. Selbst Bücher, die bereits gedruckt waren, wurden aus dem Verkehr gezogen. Hat da jemand womöglich irgendetwas zu verheimlichen? Auf den Straßen will jedenfalls keiner mehr etwas von diesen „alten Geschichten“ wissen. Die Dezembermorde werden in Suriname ganz offensichtlich verdrängt. Was ich an dieser Stelle brauche, ist daher ein Verbündeter. Jemand, der bereit ist, zu reden, der mir bei meinen Recherchen hilft und genau, wie ich nach der Wahrheit strebt. Michael Moore macht das in seinem Film genauso und begleitet tagelang den Sheriff von Flint. Mein engster Vertrauter ist naturgemäß die vierte Gewalt. Ich besorge mir also einen Termin beim stellvertretenden Chefredakteur der Tageszeitung *De West*. Übermorgen könne ich vorbei kommen, heißt es am Telefon. Daher zunächst erst einmal eine ganz andere Frage: Was wissen Sie eigentlich über Suriname? Vermutlich nicht all zu viel. Und wissen Sie was? Es ist nicht schlimm, wenn Sie vorher noch nie von diesem Land gehört haben. Ich liefere Ihnen einfach ein paar Daten und Zahlen.

4. Wer oder was ist eigentlich Suriname?

Suriname ist ein unabhängiger Staat in Südamerika. Er grenzt im Norden an den Atlantischen Ozean, im Osten an Französisch-Guayana, im Süden an Brasilien und im Westen an das frühere Britisch-Guayana. Über den Ländernamen ist man sich in Deutschland uneinig. Sowohl Surinam also auch Suriname sind korrekte sowie übliche Bezeichnungen. Der Einfachheit halber werde ich im weiteren Exposé die Schreibweise des Auswärtigen Amtes verwenden. Der Ländername stammt vermutlich vom Volk der Surinen ab, die das Land bereits um 3000 v. Chr. besiedelten. Auch der bedeutendste Fluss trägt den Namen der Republik. Mit einer Fläche von 163.820 km² ist das Land fast doppelt so groß wie Portugal. Insgesamt leben in Suriname ca. 495.000 Menschen, davon knapp die Hälfte in der Hauptstadt Paramaribo. Dschungel, Sümpfe und Gebirge erstrecken sich über fast 90 Prozent der gesamten Landesfläche. Mit einer Bevölkerungsdichte von nur drei

Einwohnern pro km² ist Suriname eines der am dünnsten besiedelten Länder der Welt (Deutschland: 229 Einwohner pro km²). Straßenverbindungen gibt es nur entlang der Küste, in den größeren Stadtzentren und in Richtung der Goldminen im Landesinneren. Dort verkehrte bis 1987 eine staatliche Eisenbahn. Nach deren Einstellung bilden Boote und Kanus wieder das Hauptverkehrsmittel in den entlegenen Gebieten. Während der Regenzeit müssen weite Teile des Landes mit Flugzeugen versorgt werden. Zur Stromerzeugung wurde zwischen 1960 und 1965 einer der größten Stauseen der Welt angelegt (die doppelte Fläche von Berlin) mit teilweise gravierenden Folgen für die Pflanzen- und Tierwelt.

Über mehr als dreihundert Jahre lang war Suriname eine Kolonie der Niederlande, die es nach mehreren Kämpfen schließlich im Tausch gegen das heutige New York erhielten. Mehr als 50.000 Sklaven wurden in das Land gebracht, die hauptsächlich Zuckerrohr, Kaffee, Tabak und Baumwolle anbauten. 1863 wurde die Sklaverei abgeschafft und das Land 1975 schließlich unabhängig. Seitdem leben mehr als 40 Prozent der ursprünglichen Bevölkerung in anderen Teilen der Welt. Heute exportiert Suriname vor allem Bauxit, Gold und Öl. Rund 81 Prozent aller Exporterlöse des Jahres 2008 wurden mit diesen drei Gütern erwirtschaftet. Das Bruttoinlandsprodukt lag zuletzt bei 5,12 Milliarden Dollar. Wichtigster Handelspartner sind seit mehr als 70 Jahren die USA. Die Beziehungen zu den Niederlanden sind dagegen stark belastet. Bereits dreimal stellten sie die Hilfezahlungen ein. Das Pro-Kopf-Einkommen betrug im vergangenen Jahr 8.456 Dollar und liegt damit auf rumänischem Niveau. Allerdings ist die Armutsquote in Suriname fast viermal höher. Auch Korruption und ein schwaches politisches System belasten die Entwicklung. Wie die USA und de facto alle Staaten Lateinamerikas besitzt auch Suriname ein präsidentielles Regierungssystem. Am 19. Juli 2010 wurde der frühere Diktator und militärische Oberbefehlshaber Desi Bouterse überraschend zum Präsidenten gewählt. Das Parlament besteht nur aus einer Kammer. Bei den alle fünf Jahre stattfindenden Wahlen zogen zuletzt elf Parteien bzw. vier große Allianzen in De Nationale Assemblée ein.

Einzig Amtssprache des Landes ist Niederländisch, das allerdings nicht von allen Teilen der Bevölkerung gesprochen wird. Je nach Region ist etwa Chinesisch oder Portugiesisch die übliche Umgangssprache. Dazu kommen zahlreiche Kreolsprachen und eine Form des Hindi. Größte Religion Surinames ist das Christentum mit einem Anteil von 40,7 Prozent. Ebenfalls großen Einfluss haben Hinduismus, Islam und in den ländlichen Gebieten verschiedene traditionelle Religionen. Bis zum Alter von zwölf Jahren besteht

Schulpflicht. In der Hauptstadt unterhält das Land außerdem eine Universität. Das Pressewesen gilt nach Angaben der Organisation Reporter ohne Grenzen als überdurchschnittlich frei. In Suriname erscheinen insgesamt zehn Zeitungen. Im Jahr 2008 hatten pro 100 Einwohner 16,38 Haushalte einen Festnetzanschluss und 8,62 Personen Zugang zum Internet. Die Lebenserwartung von Frauen liegt bei 73 Jahren, die der Männer bei 66,4 Jahren. Suriname verfügt über eine Berufsarmee mit einer Truppenstärke von 2.000 Soldaten. Bis zum heutigen Tag erhebt die Regierung Gebietsansprüche gegenüber seinem westlichen Nachbarn Guyana, ehemals Britisch-Guyana.

5. Auf der Suche nach Verbündeten

Wie Sie gemerkt haben, bin ich ein Freund harter Schnitte. Sie kennen das aus den Filmen von Michael Moore. Im einen Moment sehen Sie noch, wie ein paar Millionäre über den Golfplatz laufen, eine Sekunde später schwenkt die Kamera über die verlassenen Straßen und die eingestürzten Häuser von Flint Downtown. Im Hintergrund läuft dazu dann *Wouldn't It Be Nice* von den Beach Boys. Wenn ich Ihnen also eine Art Lexikoneintrag vorsetze, danach ins Plaudern ver falle und anschließend ein paar historische Fakten einstreue, gemischt mit einer Prise wissenschaftlicher Studien, gehört das alles zu meinem Konzept. Wahrscheinlich ist dies auch der Zeitpunkt, an dem ich sagen sollte, dass Michael Moore gar nicht der gute Junge ist, für den ihn alle immer gehalten haben. Konkreter gesagt: Moores Filme entsprechen nicht der Wahrheit. Der entscheidende Running Gag von *Roger & Me* basiert auf einer Lüge. Moore traf den Topmanager gleich zweimal zum Interview. Die Szene, in der Moore auf einer Aktionärsversammlung das Mikrofon abgestellt wird, hat man nachträglich in einem Studio gedreht. Die Sequenz um den Live-Bericht aus dem Rathaus, der nicht stattfinden konnte, weil jemand den Übertragungswagen gestohlen hatte, ist von vorne bis hinten erdacht. Ich will deshalb gleich am Anfang offen und ehrlich sein, wenn ich Ihnen verrate, dass ich Desi zwar nie zu einem Gespräch unter Gentleman überzeugen konnte, wir uns aber am Tag meiner Abreise bis auf wenige Zentimeter nahe kamen. Einfach so, ungeplant und das auch noch wenige Minuten, bevor mich ein Taxi zum Flughafen bringen sollte. Wie ich das gemacht habe? Ich habe mich vor Desi auf die Straße gestellt und Fotos gemacht. Für einen kurzen Moment waren wir uns dann so nah, dass mich einer der Leibwächter zur Seite drückte – aber diesen besonders unterhaltsamen Teil hebe ich mir für den Schluss auf.

Die Grundidee der weiteren Erzählung ist soweit also klar: Wenn ich nicht mit dem Präsidenten sprechen kann, dann suche ich mir ein paar Leute, die etwas über ihn sagen und darüber, was in Suriname gesellschaftlich so passiert. Was ich möchte, ist eine Zustandsbeschreibung eines Landes, das sich seinen eigenen Diktator selbst zum Präsidenten wählt. Ein Taxifahrer erzählte mir beispielsweise, dass Bouterse ein Mann aus dem Volk sei und für ein starkes Suriname kämpfe. Der Taxifahrer fand das gut und auch der Öffentlichkeit gefällt es scheinbar, wie sich der inzwischen 68-jährige Präsident in Szene setzt. Am 20. August 2013 machte die größte Tageszeitung des Landes mit einem Bild auf, das Desi nebst Gattin auf einem Fahrrad zeigt. Der Präsident trägt eine weiße Stoffhose, ein weißes Hemd und darüber eine weiße Trainingsjacke (fast so wie sein alter Bekannter Fidel Castro, nur ohne Adidas-Werbung). Auf dem Kopf hat Desi eine weiße Baseball-Mütze (fast so wie Michael Moore), darauf aufgenäht ist die Flagge von Suriname. Außerdem gibt es da noch eine schlichte Goldkette, die er auch auf den Soldatenfotos aus dem Bürgerkrieg trägt. Von einer Kellnerin erfahre ich, dass der Präsident gerade bei der jungen Generation außerordentlich beliebt sei, dass er ihnen Arbeit verspreche, eine gute Ausbildung und bezahlbaren Wohnraum. Es ist wahrscheinlich kein Zufall, dass sich Desi während der Kulturwoche Carifesta bei jeder Gelegenheit mit tanzenden und singenden Kindern präsentiert. „Bouterse gibt der Jugend eine echte Chance“, sagt eine Frau aus Paramaribo. Während meiner Reise treffe ich mehrfach auf Personen, die viel zu erzählen haben, aber jedes Mal betonen, nicht mit ihrem echten Namen genannt zu werden. Eine Quelle spricht plötzlich ganz offen über ihre Ängste. „Man weiß nie, wer das am Ende liest“, sagt sie. Seit ein paar Jahren spüre man, wie die Pressefreiheit wieder stärker eingeschränkt werde.

6. Gespräch über Politik

Und damit wären wir also in den Redaktionsräumen von De West angekommen, einer der kleineren Zeitungen von Suriname. Die Tatsache, dass die Zeitung während des Bürgerkriegs verboten war, macht sie für mich glaubwürdig. Mit anderen Worten: Es scheint sich nicht gerade um die Haus-und-Hof-Postille von Desi Bouterse zu handeln. Die Auflage von De West liegt bei gerade mal 7.000 Exemplaren. Erstellt wird die Zeitung in einem historischen Wohnhaus aus Holz, nur wenige Meter von der populären Waterkant entfernt. Die Druckerei befindet sich gleich nebenan in einem riesigen Schuppen – garantiert nicht zu überhören. Der Arbeitsraum der Redakteure ist dagegen sehr unauffällig und erinnert eher an ein Wohnzimmer

als an einen Newsroom. Und wie es scheint, besteht die Angestelltenfamilie aus nicht sonderlich vielen Mitgliedern. Entlang der Wand reihen sich einige leicht vergilbte IBM-Rechner und flackernde Röhrenmonitore. Anders als in deutschen Redaktionen klingelt hier nur selten ein Telefon, Kaffee wird in Suriname so gut wie gar nicht getrunken und auch den klassischen Konferenztisch sucht man vergebens. Auf der Titelseite der heutigen Ausgabe geht es um die Befestigungsmauern am Flussufer. „Fast zwei Monate standen die Arbeiten still, aber jetzt kommt wieder Bewegung in die Sache“, heißt es in der Unterzeile. Louis Alfaisie empfängt mich an seinem Schreibtisch. Offensichtlich war er nicht sicher, wer da kommen würde. Zugegeben: Anfragen von deutschen Journalisten sind hier eher die Ausnahme. Alfaisie kümmert sich bei De West um Politik und ist daher der Experte in Sachen Desi. Der recht junge Absolvent der örtlichen Hochschule hat nichts dagegen, dass sein Name in einem Buch erscheint. Er ist nur verwundert, dass sich in Düsseldorf jemand für das Parteiensystem in Suriname interessiert. Tja, Überraschung!

Erste Frage (anfangs noch etwas subtil gehalten): „Was ist Herr Bouterse eigentlich für ein Mensch?“ Der Reporterkollege überlegt kurz und erzählt dann sicherlich fünf Minuten lang ohne Punkt und Komma. Notiert habe ich mir, dass Desi von Hause aus Soldat ist und daher ein gewisses strategisches Vorgehen mitbringe, was ihm in seiner politischen Laufbahn häufig von Nutzen sei. Außerdem habe er es stets verstanden, die richtigen Leute um sich herum zu versammeln und zwar aus jeder ethnischen Gruppe mindestens einen. Erst selbst soll bei seiner Vereidigung ein paar Tränen vergossen und gesagt haben, dass er nie damit gerechnet hätte, dass ein Indianerjunge wie er einmal Präsident sein würde. „Bouterse weiß sehr genau, wie man mit den ethnischen Gruppen umgehen muss“, sagt Louis Alfaisie. „In Suriname wählen die meisten Menschen nach Sympathie. Bouterse hat viele junge Talente in die Regierung geholt und damit Versprechen eingehalten. Das sind häufig Leute, die keine große politische Erfahrung haben, aber in anderen Bereichen sehr bekannt und geachtet sind.“ Ich erfahre außerdem, dass Desi einen auf starke Nation macht. Ein Land, das nicht auf Europa angewiesen ist und keine Hilfe aus Amsterdam benötigt. Dass er außenpolitisch recht alleine da steht und sozusagen aus der Not heraus handelt, wissen scheinbar die Wenigsten in Suriname. Zweite Frage (direkt auf den wunden Punkt abzielend): „Wie kann es sein, dass jemand mit so einer blutigen Vergangenheit zum Präsidenten gewählt wird? Hat man in Suriname vergessen, was vor 20, 30 Jahren gewesen ist?“ Alfaisie antwortet, dass ein großer Teil der Bevölkerung die Meinung vertritt, dass in einem Krieg nun mal schlimme Dinge passieren. Außerdem berichtet er mir, dass sich die Vorgänger von

Desi wohl auch nicht mit Ruhm bekleckert hätten, zu schwach gegenüber den Niederlanden aufgetreten seien oder in Korruptionsskandale verwickelt waren. Es scheint nicht einfach zu sein, hier einen geeigneten Präsidentschaftskandidaten zu finden. Schauen wir uns daher erst einmal die Anfänge von Suriname an und erfahren ein paar nette Details, die Sie im Gespräch mit Freunden unauffällig einbauen sollten, um besonders klug zu wirken.

7. Einführung in die Geschichte Surinames

Es war der spanische Seefahrer Alonso de Ojeda, der im Juli 1499 die Küste Surinames entdeckte. Bereits 1496 hatte er Christoph Kolumbus auf dessen zweiter Amerikareise begleitet und sich danach in Spanien einen zweifelhaften Ruf im Umgang mit dem Volk der Arawak gemacht. Im Auftrag von Amerigo Vespucci zeichnete er eine Karte von der nördlichen Küste Südamerikas und kam zu dem Schluss, dass die Gegend um Guayana für die konkurrierenden Spanier nicht von Interesse sein dürfte. Das heutige Suriname blieb daher zunächst unbeachtet, jedoch ging um 1550 in den Niederlanden das Gerücht um, dass im Landesinneren von Guayana Gold in großen Mengen zu finden sei. Sowohl England als auch Frankreich und die Niederlande errichteten daraufhin kleinere Handelsposten entlang des Küstenstreifens, wobei das Gebiet weiter reichte, als die Landesgrenzen heute vermuten lassen. Bereits nach kurzer Zeit lebten dort 1.000 Europäer und rund 2.000 afrikanische Sklaven. Die ersten Bewohner des Landes waren die Arawak und später die Kariben, welche die Arawak unterwarfen und entlang der Grenze zu Französisch-Guayana siedelten. Die Niederländer gründeten insgesamt sechs Siedlungen mit dem Namen Nieuw Amsterdam. Eine davon liegt heute in Suriname und eine andere im benachbarten Gebiet der früheren britischen Kolonie Guayana. Die bekannteste aber ist wohl das heutige New York, das die Briten nach mehreren Kämpfen im Frieden von Breda (1667) gegen das von den Niederländern besetzte Suriname eintauschten.

Schließlich erhielt Suriname am 31. Juli 1667 den Namen Niederländisch-Guayana, den es dann 300 Jahre lang behalten sollte. Im Verlauf des 17. Jahrhunderts kam es zu weiteren Auseinandersetzungen. Auf dem Wiener Kongress (1814) verloren die Niederlande größere Gebiete an England. Daraufhin gründeten die Briten das heutige Guyana. Mehrfach wechselten die Besitzer. Es dauerte eine ganze Weile, bis die Grenzen in etwa die heutige Form annahmen. Zu der Zeit existierten bereits über 500 Plantagen, auf denen größtenteils Zuckerrohr angebaut wurde. Später ließen die Niederlande fast ausschließlich Kaffee sowie in kleineren Mengen auch Tabak, Kakao

und Baumwolle produzieren. Zwischen 1674 und 1740 verkehrten insgesamt 383 Schiffe, die Sklaven nach Suriname brachten – alle unter der Flagge der niederländischen Westindien-Kompanie. Der Preis für einen Sklaven lag bei 200 Gulden, was damals in etwa dem Jahreslohn eines Arbeiters entsprach. Ein Drittel des Kaufpreises musste in Zucker beglichen werden, der dann weiter in die niederländische Heimat transportiert wurde. Eine Besonderheit war von Anfang an die außergewöhnliche Wohnstruktur der Sklaven, welche die frühere Heinz-Kühn-Stipendiatin Annika Fischer in ihrem Abschlussbericht (2005) wie folgt zusammenfasste: „So siedelten sie sich dauerhaft an, in konzentrischen Kreisen um das Zentrum der Hauptstadt Paramaribo. Je später ihre Ankunft, desto weiter außerhalb ihre fast mono-ethnischen Wohnviertel.“

8. Deutsche Siedler und Missionare

Nach Schätzungen des niederländischen Historikers Carl Haarnack zählte Suriname gegen Ende des 18. Jahrhunderts bereits rund 50.000 Einwohner. Davon waren knapp 3.000 Siedler allgemein europäischer und etwa 1.000 deutscher Herkunft. Den größten Anteil der Deutschen stellten Soldaten und christliche Missionare. Ein Blick auf die Namensgebung der früheren Plantagen zeigt allerdings auch die Verstrickung in den Handel und die Arbeit mit Sklaven. Von den damals rund 450 Plantagen trugen etwa 30 deutsche Städtenamen, darunter hauptsächlich solche von Hafenstädten wie Köln und Duisburg. Auch unter den Familiennamen waren und sind selbst heute deutsche Herkunftsbezeichnungen durchaus üblich. So war es nicht ungewöhnlich, dass sich die häufig ohne Familie eingereisten Siedler eine Einheimische zur Frau nahmen und mit ihr Kinder bekamen. Auch die am Hof tätigen Arbeiter erhielten für gewöhnlich den Familiennamen ihres „Herrn“. Gegenüber dem Königlich-Niederländischen Tropeninstitut bilanzierte Haarnack im vergangenen Jahr daher einen „großen Einfluss der Deutschen“ auf Sprache und Kultur Surinames. So lebten zum Vergleich im Jahre 1912 ebenfalls 1.000 Deutsche in der damaligen Kolonie Kamerun, weshalb auch die Entwicklung Surinames in einem nicht geringen Umfang mit der deutschen Geschichte verknüpft ist. Nachdem in den britischen Kolonien die Sklaverei bereits 1834 abgeschafft wurde, erfolgte am 1. Juli 1863 auch in Suriname die Freilassung aller bisherigen Leibeigenen, der allerdings eine zehnjährige Arbeitspflicht folgte. Die Niederlande waren damit das letzte europäische Land, das die Sklaverei abschaffte.

Der Freilassung waren erhebliche Unruhen vorausgegangen, da die lokale Regierung zunächst nur versuchte, die Lebensumstände der Sklaven zu verbessern, sich aber vor einer tatsächlichen Emanzipation fürchtete. Nach Berechnungen der Universität Münster (1993) flohen insgesamt etwa zehn Prozent aller Sklaven in die Wälder, wo sie zunächst als Maroons verfolgt und gegen eine Geldprämie gejagt wurden. Zum Ende des 18. Jahrhunderts lag die Zahl der sogenannten Buschneger bei etwa 7.000 Personen. Da es in den so entstandenen entlegenen Siedlungen sowohl an Frauen als auch an Nahrung, Gewehren und Werkzeugen fehlte, kam es immer wieder zu Überfällen auf Plantagen, wobei viele Weiße ums Leben kamen. Die Lösung des Arbeiterschwunds sah man in der Anwerbung von Leiharbeitern, weshalb zunächst mit England im September 1870 ein Anwerbungsvertrag für Kontraktarbeiter aus Britisch-Indien geschlossen wurde. Wie das nationale Statistikamt berichtet, wurden zwischen 1873 und 1916 34.000 Personen von Kalkutta nach Paramaribo verschifft. Zahlreiche weitere Nationalitäten folgten. Heute stellen die sogenannten Hindustani mit einem Anteil von 24,7 Prozent die zweitgrößte Bevölkerungsgruppe in Suriname. Dem gegenüber stehen 32,4 Prozent Personen afrikanischer, 14,6 Prozent indonesischer und 12,5 Prozent gemischter Herkunft.

9. Eine Bootsfahrt mit Janine

Janine und ich treffen uns zum ersten Mal auf einem kleinen Fischerboot in der Nähe von Nieuw Nickerie. Im Grunde ist unser Boot eher so etwas wie ein Kanu mit Außenbordmotor und unser Ziel ist die berühmte Seelandschaft von Bigi Pan. Die Unternehmensberaterin erzählt, dass sie ein paar Tage mit ihrer Familie ausspannen und den stressigen Alltag in Paramaribo vergessen möchte. Schon nach wenigen Metern müssen wir aussteigen und den voll beladenen Einbaum über eine Bootsruutsche ziehen, da der Kanal etwas höher liegt als der Fluss. Wie wir so gemeinsam an einem Seil ziehen, mit den Füßen knöcheltief im Matsch, kommen wir schnell ins Gespräch. Wir reden über dies und jenes. Wir machen gegenseitig Fotos mit unserem Mobiltelefon. Zuerst von den Kindern, die bis zu den Knien im Schlamm versinken, dann von mir, wie ich scheinbar alleine und mit nur zwei Fingern das ganze Boot über die Klippe ziehe. Gleich nach ein paar Sätzen sagt sie voller Freude: „Ich komme auch aus Deutschland!“ Das ist eine wirklich witzige Situation. Mit allem hatte ich gerechnet, aber nicht damit. Janine ist schwarz, spricht kein Wort Deutsch und ist in Suriname geboren. Sie kann sich nicht erinnern, aus welchem Ort sie ursprünglich abstammt. Dann erzählt sie mir ganz aufgeregt von Familientreffen in einem kleinen Ort ir-

gendwo in Norddeutschland, von einem alten Familienwappen und wie ihre Vorfahren nach Paramaribo gekommen sind. Am Ende unserer Reise wendet sie sich an ihren niederländischen Ehemann Art, der ihr zuliebe nach Suriname gezogen ist, und fragt ihn, wie man sich auf Deutsch verabschiede. „Tschüss und wiedersehen“, sagte die 44-Jährige dann vorsichtig lächelnd.

Ein paar Tage darauf bekomme ich eine SMS von Janine: Ob ich in ihrem Büro war, will sie gleich mehrfach von mir wissen. Ich antworte wahrheitsgemäß mit nein. Was sollte ich auch in ihrem Büro wollen? Andererseits hatte ich in den vergangenen Wochen sogar ziemlich viele Unternehmen besucht. Im Grunde hatte ich fast an jeder Straßenecke einmal vorgesprochen und Visitenkarten verteilt. Ich war in Konsulaten, bei Pastoren, in Museen, in Schulen und an der Universität. Überall habe ich mich um Termine bemüht oder gleich vor Ort meine Fragen gestellt. Dann auf einmal schreibt mir Janine Parisius: „Ich bin doch der österreichische Konsul.“ Schon wieder eine witzige Situation, denn Janine war in ihrem Leben erst einmal in Österreich (Ski gefahren ist sie allerdings noch nie). Am Rande sei übrigens erwähnt, dass in Suriname nur ein einziger Österreicher lebt. Ich bin so überrascht, dass mir noch nicht mal eine Szene aus *Roger & Me* einfällt, die damit vergleichbar wäre. Darum lasse ich die Geschichte auch einfach für sich sprechen. Janine und ich verabreden uns dann kurz darauf zu einem offiziellen Gespräch. Wir wollen der Frage nachgehen, was die Menschen in Suriname eigentlich zusammenhält. Als ich ihr Büro betrete, ist zur Abwechslung mal Janine überrascht. „Du bist heute so schick“, sagt sie. Tatsächlich kennt die Managerin mich nur in Badeshorts. „Meine Assistentin hatte mir letzte Woche schon gesagt, dass ein sehr anständiger junger Mann mit ganz blauen Augen hier war. Jetzt ist mir klar, wen sie meinte.“ Wir müssen beide lachen, und nachdem das Thema Small Talk abgehakt ist, sitzen wir in ihrem Besprechungszimmer. Janines Unternehmen berät hauptsächlich Firmen aus dem Baugewerbe und Konzerne, die mit Holz handeln. Denkt man sich die Hitze für einen Moment weg, könnte man meinen, in einer der hippen Kreativ-Agenturen im Rotterdamer Hafen zu sitzen. Wie viele Surinamer aus gutem Hause ist auch Janine zum Studieren in die Niederlande gegangen. Vor 15 Jahren kam sie zurück in ihre Heimat und wurde hier zweifache Mutter. Sie erinnert sich, dass die Straßen schlecht waren, als sie damals wegzog. Dafür sei es persönlicher gewesen. Jeder habe dem anderen geholfen und etwas gespendet. „Die Länder werden reicher und die Menschen individualistischer. So ist das halt.“

Meine erste Frage an Janine lautet: „Sehen sich die Surinamer inzwischen als ein Volk?“ Sie zögert für einen Moment und sagt dann: „Wir sind eine

Nation, die noch erwachsen werden muss.“ Ein schöner Satz, den sie wirklich so gesagt hat und der sich sicherlich gut als Überschrift zu einem Artikel eignen würde. Ich hake nach, denn ich will wissen, wie sie das gemeint hat. Und dann leitet Janine von ganz alleine zu meinem Lieblingsthema über: Desi! Sie betont, dass sie jetzt als Privatperson spreche, beugt sich etwas nach vorne und sagt: „Eigentlich wissen wir alle, dass die Beziehung zwischen Bouterse und dem Volk falsch ist.“ Janine bestätigt, was auch schon mein Zeitungskollege gesagt hatte: In Suriname gehe Politik noch immer über die Ethnie. Die 44-Jährige spricht dann ein paar Minuten lang über ihre Schulzeit und erzählt von einer Klassenkameradin, deren Vater zu den 15 prominenten Opfern der Dezembermorde gehört. „Die Schwester meiner Klassenkameradin war die beste Freundin von Bouterse und trotzdem hat er ihn umbringen lassen.“ Eine wirklich schlimme Geschichte.

10. In Vielfalt vereint?

Amatroesijat Suerindo war auch auf dem kleinen Fischerboot, das ich, wie wir nun alle wissen, ganz allein in den Kanal gezogen habe. Amatroesijats Nachname steht symbolisch für die Einwanderung der Javanesen. Die erste Hälfte seines Namens bedeutet Suriname und wird auch so ausgesprochen. Die zweite Hälfte verweist auf Indonesien. Sein Großvater war um die Jahrhundertwende nach Nickerie gekommen, um dort auf einer Plantage zu arbeiten. Amatroesijat selbst ist Jagdaufseher in den vogelreichen Sümpfen bei Bigi Pan. Manchmal unternimmt er Fahrten für lokale Reiseveranstalter, um sich sein Gehalt aufzubessern. Ganz offiziell ist das scheinbar nicht. Er erzählt, wie die Javanesen als Kontraktarbeiter angeworben wurden, was man ihnen versprochen hat und wie die Realität aussah. Er zeigt mit dem Finger auf sein Haus, das sich gleich gegenüber der Anlegestelle befindet und einen ganz guten Eindruck macht. Das Erdgeschoss ist aus Stein gemauert. Die erste Etage ist aus Holz, dazu ein Satteldach und Klimaanlage für jeden Raum. Dann zeigt er auf ein paar einfache Hütten in der Nachbarschaft, um zu verdeutlichen, wie seine Vorfahren hier gelebt haben. Nachdem die Sklaverei 1863 abgeschafft wurde, bemühte sich Niederländisch-Guyana (so hieß Suriname damals) um Arbeitskräfte aus Ostindien. Die Briten vermittelten rund 30.000 Inder, die sich jedoch, salopp gesagt, nicht alles gefallen lassen wollten. Der Lohn auf einer Zuckerplantage betrug oft nur 15 Cent am Tag, die Gesundheitsversorgung war schlecht und Bildung gab es schlicht nicht für die einfachen Arbeiter. Als die Briten gegen diese Arbeitspraxis auf den Feldern in Suriname protestierten und damit drohten, künftig keine weiteren Kontraktarbeiter zur Verfügung zu stel-

len, warb man kurzerhand Javanesen aus der eigenen Kolonie in Indonesien an. Später folgten dann Chinesen – die sogenannten alten Chinesen. Sie erahnen schon: Es gibt auch neue Chinesen. Über politische Korrektheit darf man sich in Suriname nicht all zu viele Gedanken machen. Was aber für alle Ethnien gilt: Ihre eigene Kultur haben sie sich bis zum heutigen Tag bewahrt – typische Lebensmittel, Kleidung, Rituale und Festtage.

Nicht umsonst gilt Suriname als Schmelztiegel Südamerikas. Das Land kann auf eine unvergleichliche Vielfalt an Nationalitäten, Sprachen und Kulturen verweisen. Und jede, aber auch wirklich jede Ethnie hat ihre ganz eigenen Denkmäler. Auf den Straßen stehen überall Schilder, die auf das 150-jährige Ende der Sklaverei in Suriname verweisen. „Wie wir auch zusammen kamen“, ist darunter geschrieben – eine Zeile aus der Nationalhymne. Wie wir bereits wissen, ist die Geschichte des Landes geprägt von Ausbeutung, Gewalt und falschen Hoffnungen. Dennoch leben die Menschen hier friedlich zusammen, wenn auch nicht immer miteinander. An vielen Orten in Paramaribo stehen Synagoge, Moschee und Hindu-Tempel unmittelbar nebeneinander. Von meinem Fenster aus sehe ich chinesische Supermärkte, das holländische Pfannkuchenhaus, die französische Botschaft und einen jüdischen Friedhof. An vielen Ecken versprüht Paramaribo den Charme einer Provinzhauptstadt, die aus der Zeit gefallen ist. Alte Holzhäuser, gerade gezogene Palmenalleen und Postschiffe, die im Hafen vor Anker liegen. Nur ein paar Meter zeigt die Stadt ihr karibisches Temperament. Über die Straßen knattern Mofas, dahinter folgen lautstark bunt bemalte Busse. Zu den beliebtesten Motiven gehören zahlreiche Hollywood-Promis, indische Götter, Sängerin Beyoncé, Präsident Desi Bouterse (stets flankiert von seinen äußerst spärlich bekleideten Original Desi Girls und rauchenden Colts ...) oder gar Chefterrorist Osama Bin Laden. Oft stehe ich schon sehr zeitig auf. Wenn die Sonne aufgeht, dauert es nicht lange und das Thermometer klettert auf bis zu 40 Grad Celsius. Ich fahre deshalb häufig schon sehr zeitig mit meinem Fahrrad los, die Kameratasche über der Schulter – immer auf der Suche nach einer guten Geschichte. Während ich auf der Befestigungsmauer am Flussufer frühstücke, beobachte ich meistens zwei Hindus, die in voller Kleidung ins Wasser steigen, dort beten, Kerzen anzünden und Blütenblätter verstreuen. Einmal feiert eine Familie dort ein ganz besonderes Fest, das mir allerdings niemand so richtig erklären kann. Eine ganze Kofferraumladung voller Lebensmittel wird nach und nach im Fluss versenkt. Dazu werden bunte Flaggen in die Erde gerammt, die jeweils für einen Gott stehen.

11. Der Ort, an dem es keine Straßen gibt

Der Weg nach Aurora führt übers Wasser. Die Straße endet in Pokigron. Danach gibt es nur noch Dschungel. Wer weiter nach Süden will, braucht zwangsläufig ein Boot. Pokigron hat einen kleinen Hafen, an dem zahlreiche Korjaals festgemacht haben. Das sind Einbäume mit Außenbordmotor. Fotografieren ist hier strengstens verboten – die Einheimischen reagieren äußerst gereizt, falls ein Tourist doch einmal eine Kamera zückt. Die Touristenbusse fahren bis wenige Meter vor das Ufer, laden ihre Fracht aus, wenden und machen sich auf den Rückweg. Zweimal täglich fährt hier auch ein öffentlicher Bus hin. Ich bin wirklich froh, dass ich ziemlich viel Geld investiert habe, dafür aber nicht stundenlang auf der Ladefläche eines ehemaligen Lasters durch den heißen Dschungel tuckern muss. Denn nichts Anderes sind die öffentlichen Busse, die hier auf der Langstrecke Paramaribo-Pokigron verkehren. Auf dem Weg nach Pokigron sieht man den ehemaligen Bahnhof bei Onverwacht. Hier hielten früher die Züge, als es noch keine Straßen gab. Die Dampflokomotiven wurden schon seit mehr als 30 Jahren nicht mehr bewegt, dabei gab es immer wieder Pläne, die Strecke zu reaktivieren – die Bahnhofskneipe hat jedenfalls noch immer geöffnet.

Ich steige also in eines der Boote und ziehe meine Regenjacke aus meinem Rucksack. Es ist zwar trocken, aber die Sonne ist so heiß und intensiv, dass hier jede Sonnenmilch versagen muss. An den Handflächen habe ich nach der zweistündigen Fahrt bereits einen kleinen Sonnenbrand. Im Grunde war dies die einzige Stelle an meinem Körper, die nicht verdeckt war. Unser Zielort heißt Aurora und ist mit 6.000 Einwohnern eines der größten Dörfer im Urwald. Die Siedlung hat einen eigenen Flugplatz, den man in Deutschland wohl eher als Fußballwiese bezeichnen würde. Einmal in der Woche landet hier eine Maschine. Aus der Hauptstadt kommen Medikamente und andere Sachen, die vor Ort nicht selbst hergestellt werden können. Würde man eine Landkarte nehmen und die besiedelten Dörfer abtragen, könnte man sehen, dass sich die Gemeinden entlang der Flüsse wie Perlen aneinanderreihen. Um die Hauptstadt Paramaribo kommt lange Zeit erst mal nichts, dann aber, ganz im Süden, dort, wo wilde Schlangen und andere gefährliche Tiere ihr natürliches Zuhause haben, gibt es auf einmal wieder viele kleine Siedlungen. Die Menschen, die hier leben, gehören zu den Maroons. Das sind die Nachfahren von geflohenen Sklaven, die sich im Dschungel versteckten. Ich hatte bereits vor einigen Seiten von ihnen berichtet. Meester Reinier ist so etwas Ähnliches wie der Dorfälteste. Sein Nachname klingt sehr holländisch, aber hier nennt man ihn einfach nur Meester Reinier – also Meister plus Vorname. Tatsächlich strahlt Reinier

eine gewisse Autorität aus, und wenn er etwas sagt, wird es meistens auch gemacht. „Hier draußen“, sagt er, „ist das Leben ganz anders als in Paramaribo.“ Das Dorf besteht im Grunde aus vier Familien, sehr, sehr großen Familien, denen jeweils ein Teil des Dorfes gehört. In jeder Himmelsrichtung wohnt eine; meistens sehr bescheiden. „Hier, bei dieser Familie arbeitet der Mann an der Grenze zu Französisch-Guyana und kommt nur am Wochenende zu seiner Frau“, erklärt Reinier und zeigt auf eines der wenigen Steinhäuser. Viele Häuser sind eher Hütten, aus Reisig zusammengezimmert, aus Wellblech, aus Holz und Autoreifen.

Aurora hat eine Schule, durch die uns Reinier führt. Immer wieder singt er dabei. Mal die surinamische Hymne, mal ein Lied in seiner Stammsprache, dann wieder ein holländisches Volkslied, das bei den meisten Touristen ein Lächeln ins Gesicht zaubert. Reinier zeigt mir eines der Klassenzimmer und verweist auf einige Plakate an der Wand. „Was ich einmal werden will“ steht darauf geschrieben. Den Plakaten zufolge wollen die Jungs gerne Pilot werden, Kapitän, Polizist oder Arzt. Die Mädchen sehen sich dagegen als Lehrerin, Krankenschwester, Hausfrau, Schauspielerin oder Sängerin. Klassische Berufswünsche kann man wohl sagen. „Für die Jungen gibt es hier keine Arbeit. Die Schule deckt auch nur die ersten Jahre ab. Es ist also zur Normalität geworden, dass der Nachwuchs in die Stadt zieht. Die meisten bilden dort wieder eine Gruppe“, erzählt Reinier, der selbst eine Zeit in Paramaribo gelebt hat. Dann erzählt er, dass Desi das Kindergeld erhöht und gleichzeitig das Schulgeld reduziert habe. Ist Desi vielleicht doch ein ganz netter Kerl mit einem Blick für soziale Fragen? Gehen wir erst einmal zurück ins Dorf: Bei seiner Führung durch Aurora macht der Meister auch an einer Feuerstelle halt, in der ein paar alte Metallstangen liegen – ziemlich verrostet und kaum zu erkennen. Wie sich herausstellt, handelt es sich dabei um Gewehrläufe von Ronnie Brunswijks Truppen. Das ist der Kerl, mit dem sich Desi lange Zeit nicht so gut verstanden hat, aber dazu später mehr. „Seine Leute kamen damals und sammelten die Männer ein, damit diese mit in den Kampf zogen“, erinnert sich der inzwischen mehrfache Großvater. Als Vorstand seines Dorfes konnte er in Aurora bleiben. Damals wie heute lebt der Ort vom Bootsbau. Die Einbäume, mit denen wir den Fluss herunter gefahren sind, kosten rund 10.000 SRD, also etwa 3.000 Euro. Ein stolzer Preis, andererseits dauert die Arbeit an einem Boot mehrere Wochen.

12. Soziale Ungleichheit

Die Weltbank schreibt auf ihrer Internetseite: „Korruption sabotiert die Programme und Richtlinien zur Armutsbekämpfung. Um die übergreifende Zielsetzung der Bank, die Minderung von Armut, zu erreichen, ist es deshalb entscheidend, das Problem der Korruption anzugehen“. Suriname zählt nicht nur in Südamerika, sondern auch weltweit zu den Ländern mit der höchsten Bestechungsquote. Das politische System mit seinen vielen ethnischen Gruppierungen ist bekannt für Vetternwirtschaft und Diebesherrschaft. Die Organisation Transparency International bewertete Suriname im zuletzt 2011 erschienenen Korruptionsindex mit einem alarmierenden Wert von nur drei Punkten (Niederlande: 8,9 Punkte). Der Duisburger Politikwissenschaftler und Lateinamerika-Experte Franz Nuscheler sieht darin „eine wesentliche Ursache für die geringe Handlungs- und Leistungsfähigkeit aller schwachen Staaten. Neben dem Mangel an qualifizierten Kadern, hinreichender verwaltungstechnischer Ausstattung und der Knappheit an Ressourcen, sind es vor allem die vielfältigen Formen der Korruption“ (aus seinem Buch Entwicklungspolitik, 2004). Seit der Unabhängigkeit von 1975 geriet Suriname wegen der enorm hohen sozialen Ungleichheit, der Armut und der bereits angesprochenen Korruption immer wieder in die Schlagzeilen. So lag die Armutsrate im Jahr 2002 bei 70 Prozent. Im Vergleich dazu ermittelte der Internationale Währungsfonds für Rumänien eine Quote von 21 Prozent. Dabei ist Armut nicht geschlechtsneutral. Hauptleidtragende von Verelendung und Kriegen sind Frauen und Kinder. Mit einem Gini-Koeffizienten von 53,4 steht Suriname nach Berechnungen der Weltbank (2009) derzeit auf Platz 16 der Länder mit der größten Einkommensungleichheit. Die teilweise beachtlichen wirtschaftlichen Zuwächse der vergangenen Jahre (hauptsächlich in Folge einer ausgeweiteten Ölförderung) kommen nur sehr wenigen Menschen zugute. Der Wirtschaftswissenschaftler Patrick Bayer schrieb in seiner Dissertation an der Yale Universität, dass der Grad der Armut in Suriname je nach Ethnie unterschiedlich verteilt sei. „Der Einkommensabstand zwischen den Weißen und den Siedlern im ländlichen Raum war so groß, dass er zu einer Absonderung der einzelnen Rassen führte“.

13. Warum Nationen scheitern

Die beiden amerikanischen Wirtschaftswissenschaftler Daron Acemoglu und James A. Robinson kamen nach 15-jähriger Recherche in ihrem vielfach prämierten Buch *Why Nations Fail* (2012) zu dem Schluss, dass es In-

stitutionen und politische Strukturen sind, die über das Wohl eines Staates entscheiden. Damit widersprechen sie den bislang herrschenden Meinungen, die dafür etwa klimatische Verhältnisse, die Verteilung von Bodenschätzen, eine geografische Nähe zum Äquator oder das Versagen einzelner Herrscher verantwortlich machen. Die beiden Forscher verwiesen auf die willkürlich gezogene Grenze in Korea und die sich danach wirtschaftlich völlig anders entwickelnden Staaten. Auch eine ausbeuterische Kolonialherrschaft könne demnach nicht als Grund für den schwachen Entwicklungsstand vieler Staaten angesehen werden. Entscheidend sei vielmehr, welche Investitionen die früheren Besitzer in dem Land getätigt hätten und welche Institutionen beim Übergang in die Unabhängigkeit errichtet worden seien. Am Beispiel von Australien, Kanada oder den USA könne man außerdem sehen, dass sich solche Staaten besonders gut entwickelt haben, in denen eine tatsächliche Siedlungsbewegung stattgefunden habe. Auch Franz Nuscheler schrieb, dass etwa Japan einen brutalen Imperialismus verfolgte, aber entscheidend zur infrastrukturellen und industriellen Entwicklung von Taiwan und Korea beigetragen habe.

14. Fünf bunte Sterne auf weißem Grund

Seit dem Jahr 1922 führten die Niederlande Suriname offiziell nicht mehr als Kolonie, sondern nach überarbeiteter Verfassung als Territorium in Übersee. Kurze Zeit davor hatte man umfangreiche natürliche Ressourcen an Bauxit, Gold und Kautschuk entdeckt. Die amerikanische Firma Alcoa (zweitgrößter Aluminiumhersteller weltweit) sicherte sich bereits 1916 nahezu sämtliche Rechte für den Abbau von Bauxit. Suriname ist seitdem für die USA von besonderem Interesse, weshalb diese das Land am 23. November 1941 im Einvernehmen mit der niederländischen Regierung besetzten und den Rohstoffhandel organisierten. Nach dem Zweiten Weltkrieg überdachten die Niederlande ihre Kolonialpolitik und entließen das heutige Indonesien 1949 in die Freiheit. 1954 gewährte die Regierung in Den Haag auch Suriname das Recht zur Selbstverwaltung, behielt aber die militärische Kontrolle und führte die Außenpolitik des Landes weiter. Das Land schuf sich eine erste eigene Nationalflagge, die fünf Sterne auf weißem Grund zeigte. Die Sterne waren unterschiedlich bunt gefärbt und sollten so die Herkunft der fünf größten Volksgruppen verdeutlichen. Die bis 1975 geführte Staatsflagge zeigt daher die enorme Bedeutung des Themas Migration, aber auch das vollkommene Fehlen einer vereinenden Identität. In ihrem Abschlussbericht zitiert die Stipendiatin Annika Fischer den ehemaligen Radio Nederland-Korrespondenten Armand Snijders mit den Worten: „Der

Entwicklungsprozess stagniert auch durch die immer wieder aufbrechenden ethnischen Gegensätze. Indianer, Hindustaner, Kreolen, Javaner, Chinesen und Europäer fahren alle so viel wie möglich ihren eigenen Kurs und halten sich fest an ihrer vertrauten Kultur. Solange die Bevölkerungsgruppen sich nicht wirklich als Surinamer fühlen, werden sie miteinander nie eine Nation bilden.“ 1973 begann die von einer kreolisch-javanischen Koalition geführte Lokalverwaltung Verhandlungen über die völlige Unabhängigkeit. Mit dem Hissen der aus diesem Anlass neu eingeführten Nationalflagge wurde Suriname am 25. November 1975 ein eigenständiger Staat. In Anwesenheit der damaligen Prinzessin Beatrix versprachen die Niederlande bis zum Jahr 1985 Hilfeleistungen in Höhe von 3,6 Milliarden Gulden (entspricht heute 1,6 Milliarden Dollar und damit dem 150-fachen Wert des damaligen Bruttoinlandsproduktes Surinames).

15. Schöne Grüße aus Holland

In Suriname bleibt meine wahre Nationalität meistens unerkannt. Mein Niederländisch ist gut, aber ganz offensichtlich habe ich einen Akzent, den die lokale Bevölkerung nicht so einfach zuordnen kann. Die Meisten halten mich für einen Belgier und vielleicht habe ich tatsächlich einen kleinen flämischen Einschlag in der Sprache, schließlich habe ich eine Zeit lang in Antwerpen studiert. Deutsche Besucher sind hier so selten, dass man sie mehr oder weniger an ein paar Händen abzählen kann. Aktuelle und verlässliche Statistiken sind schwer zu bekommen, aber immerhin verrät mir Wikipedia, dass sich im Jahr 2006 etwas mehr als 200 Deutsche in Suriname aufhielten. Auch der Honorarkonsul bestätigt diese Zahl. „Im Schnitt kommt einmal die Woche einer bei mir vorbei. Meistens geht es um den Pass oder andere Formalitäten“, sagt Cees Dilweg, der deutsche Honorarkonsul, der eigentlich ein Niederländer ist. Dilweg besitzt ein Möbelgeschäft. Am Telefon hatte er gesagt, ich könne das Gebäude an dem Schaukelstuhl erkennen, den er auf dem Dach montiert habe. Sein Büro ist das genaue Gegenteil von Janines Unternehmensberatung. An der Wand hängt die Kopie einer historischen Landkarte von Amsterdam, daneben hängt eine deutsche Bundesflagge. Im Raum verteilt befinden sich bestimmt vier oder fünf Schreibtische, darauf liegen stapelweise Akten und jede Menge Taschenrechner. „Ich würde gerne mit Ihnen über die Beziehung zwischen Suriname und den Niederlanden reden“, sage ich zu Dilweg, der fließend deutsch spricht, allerdings mit einem starken Akzent. Während wir uns unterhalten, sitzt seine Frau unter uns im Showroom und verkauft Einbauküchen, Fernsehtische und Esszimmergarnituren. Dilweg und ich kommen ins Plaudern und landen schnell

beim Thema Finanzhilfen. „Mehr als 80 Prozent der Gelder aus Europa sind schlicht im Sand verlaufen“, fasst Dilweg zusammen. Eine verdammt hohe Zahl. Der Unternehmer und Hobbyangler holt ein wenig aus und erzählt von einer Eisenbahn, die mit Geldern der Entwicklungshilfe gebaut werden sollte. „Es ging um eine Werksbahn, die Bauxit transportieren sollte. Da wurden Spezialfahrzeuge angeschafft und Strecken gelegt. Im Grunde war alles fertig, aber es ist nie auch nur ein einziger Zug gefahren. Das Gleiche gilt für die Brücken und im Grunde die gesamte Infrastruktur.“ Tatsächlich wurde die im Mai 2000 fertiggestellte Jules-Wijdenboschbrug, also die Wijdenboschbrücke zum Auslöser einer Regierungskrise. Wijdenbosch musste zurücktreten, nachdem das Land kurz vor der Zahlungsunfähigkeit stand. „Die Brücke wurde nach und nach so teuer. Das Bauunternehmen konnte erst gar nicht bezahlt werden!“ Dilweg weiß noch von anderen Problemen zu berichten.

Auch die Unabhängigkeit stand seiner Ansicht nach von Anfang an auf wackligen Füßen. Letztendlich war nur eine schwache Mehrheit der Abgeordneten für die Ausrufung der Republik – die Befürworter hatten genau eine Stimme mehr. Dilweg ist in Suriname aufgewachsen. Sein Vater war Hafenmeister von Paramaribo und er selbst diente eine Zeit lang bei der niederländischen Marine als Offizier. Über die Unabhängigkeit sagt er, dass man in den Niederlanden nach den Unruhen in Indonesien erkannt habe, dass es nicht mehr zeitgemäß sei, Kolonien zu besitzen. Seiner Meinung nach wollte man also ein unabhängiges Suriname und setzte Leute auf Posten, die vielleicht besser eine Führungsebene tiefer eingesetzt worden wären. „Von Anfang an kamen die falschen oder zumindest zu viele falsche Leute auf die entscheidenden Posten“, sagt Dilweg. „Das gilt fürs Militär und auch für viele andere Bereiche.“ War das etwa eine Anspielung auf Desi, den Feldwebel der niederländischen und später der surinamischen Streitkräfte, der einen Teil seiner Dienstzeit übrigens in Niedersachsen verbrachte? In Holland ist Suriname jedenfalls schon längst nicht mehr nur die Kolonie am anderen Ende der Welt, auch wenn ich bei vielen Gelegenheiten höre, wie niederländische Touristen genau das sagen. Suriname sei doch Holland und irgendwie gehöre man zusammen. Nach Aussage von Dilweg denken die wenigsten Niederländer so. Auch Janine und andere hatten bestätigt, dass Surinamer in den Niederlanden inzwischen ein recht hohes Ansehen genießen. „Das war nicht immer so. Aber man kann wirklich sagen, dass die Auswanderer aus Suriname sehr gut in den holländischen Alltag integriert sind“, sagt der Möbelhändler, der ständig bemüht ist, neue Klebstoffe auszuprobieren und zu entwickeln.

16. Auf dem Dach des Finanzministeriums

Zwischenzeitlich werde ich sogar für den deutschen Honorarkonsul gehalten. Besonders beliebt ist auch der Name Heinz Kühn. Im Finanzministerium bin ich sogar offiziell als Ministerpräsident von Nordrhein-Westfalen angemeldet. Michael Moore war bei seinem Besuch in der GM-Zentrale nicht so clever. Er war einfach nur er selbst. Ich hatte mich zunächst auch korrekt unter meinem echten Namen angemeldet, um eine Aufnahme vom Turm des Finanzministeriums zu machen. Die Anfrage ging dann durch mehrere Instanzen und wurde nach einigen Tagen Wartezeit abgelehnt. Begründung: Touristen dürfen nicht mehr auf den Turm – es seien zu viele gewesen in der letzten Zeit. Ich habe also noch einmal vorgeschlagen, habe darauf gedrängt an oberster Stelle gehört zu werden und hielt immer wieder eifrig meine Empfehlung der Heinz-Kühn-Stiftung in die Luft. Außerdem erklärte ich bei jeder Gelegenheit, ein international tätiger Journalist aus Deutschland zu sein. Wer wollte das nicht schon einmal irgendwem über sich sagen?! Und so kam es, dass Herr Heinz Kühn am 9. September auf das Dach des Finanzministeriums kletterte, ständig bewacht von einem Beamten, der sich wohl auch Besseres vorstellen konnte, als eine geschlagene Stunde mit mir auf der kleinen, baufälligen Holzveranda auszuharren, nur um zu warten, bis die Sonne an der richtigen Stelle steht. Und dann auch noch diese Wolken! Bei der Gelegenheit fällt mir ein, dass ich in einem meiner zahlreichen Reiseführer etwas über Seven-Even gelesen habe. Gemeint sind damit Leute wie mein Aufpasser und wohl auch die meisten der Staatsbediensteten in Suriname. Seven-Even bedeutet frei übersetzt so viel wie: Um sieben Uhr mal kurz vorbei schauen. Da es nicht genug Arbeit zu verrichten gibt, kommt ein Teil der Beamten eben einfach nur für ein paar Minuten ins Büro, stempelt seine Karte und verschwindet dann wieder. Vermutlich war es das, was meinem Begleiter durch den Kopf ging. Und um zu wenig Arbeit geht es passenderweise ja auch in Roger & Me.

17. Salziges Popcorn und kalte Cheeseburger

2013 war für viele Surinamer ein besonderes Jahr. Genau 150 Jahre zuvor war die Sklaverei abgeschafft worden, was sowohl in Suriname als auch in den Niederlanden umfassend in den Medien thematisiert wurde. Der Zufall wollte es so, dass ein Film zu diesem Thema genau während meines Aufenthaltes in die Kinos kam. Streng genommen gibt es nur ein einziges Kino in ganz Suriname und selbst das ist schon ein Fortschritt. Fast zehn Jahre lang gab es überhaupt keinen funktionierenden Kinosaal, was einen nicht

verwundert, wenn man sich ansieht, was in den Läden verkauft wird. Nahezu jedes Geschäft führt eine große Sammlung an aktuellen Filmen und Musikalben – Raubkopien selbstverständlich. Meine Mitbewohner und ich haben uns vorgenommen, gemeinsam ins Kino zu gehen. Allerdings müssen wir schnell feststellen, dass es heute mit dem spontanen Kinobesuch nichts wird. Und auch morgen ist nichts zu machen. Die Nachfrage nach Kinokarten ist derart groß, dass man nur dann eine Chance auf einen Platz hat, wenn man bereits am Vortag die Karten kauft. Heute ist bereits alles ausverkauft und zwar in allen Filmen. Für morgen ist auch schon alles weg. Wir fahren also wieder zurück und kommen in einen Regenschauer, die so typisch sind für dieses Fleckchen Erde: Der Himmel wird plötzlich grau, fast schwarz möchte man sagen und dann scheint jemand einen Schalter umzulegen und es beginnt zu schütten. „Manchmal dauert das eine halbe Stunde, manchmal auch den ganzen Nachmittag“, hatte mir bereits einige Wochen zuvor ein Fischer gesagt. Auch damals begann es plötzlich zu regnen, scheinbar von allen Seiten und dazu dieser Wind. Die Straßen laufen voll Wasser und trotzdem schießen die kleinen Yamaha-Mopeds über den Asphalt, als gäbe es keine Gefahr. Als es während meines Aufenthaltes das erste Mal so stark regnete, zog ich mein Hemd aus, lief in den Garten, streckte die Hände gen Himmel und genoss die angenehm warme Dusche. Zurück zum Kino. Zweiter Versuch. Mit dem Taxi fahren wir zunächst zur Hermitage Mall, deren Namen bereits auf die betuchte Zielgruppe schließen lässt. Tatsächlich unterscheidet sich das Einkaufszentrum deutlich von den Läden in der Innenstadt. Die Preise sind hier meistens in Euro ausgezeichnet. Gelegentlich sieht man auch US-Dollar. Für einen Moment ist es tatsächlich fast wie in Europa. Wir beschließen, vor dem Kinobesuch etwas zu essen und laufen in Richtung McDonalds. Übrigens gibt es auch in Roger & Me eine Szene, in der sogar der damalige Präsident Ronald Reagan mit ein paar ehemaligen GM-Angestellten in einer Pizzeria sitzt. Sollte Desi Bouterse also vielleicht auch hier sein? Auch hier hatte ich wieder Pech. Der Strom war ausgefallen. Die gesamte Mall stand plötzlich ohne Energie da. Die Lampen leuchteten zwar noch, aber das Essen war kalt. Jeder, der schon mal einen ausgetrockneten Burger gegessen hat, weiß, wie scheußlich so etwas schmeckt. Die Rettung nahte in Form einer großen Box Popcorn. Allerdings unterscheiden sich die Geschmäcker in Südamerika von denen in Europa: Während man bei uns überwiegend süßes Popcorn isst, schmeckt es in Suriname salzig.

18. Probleme einer jungen Republik

Erster Präsident des jungen Staates wurde Johan Ferrier. Bereits zu Beginn seiner Amtszeit stand er unter dem Verdacht der Korruption. Zahlreiche Surinamesen hatten zudem ihre niederländische Staatsbürgerschaft behalten und emigrierten nach Europa. Etwa ein Drittel der Gesamtbevölkerung ging in dieser ersten Auswanderungswelle verloren. Damit stieg die Unzufriedenheit gegenüber der Regierung; auch wegen des ausbleibenden wirtschaftlichen Aufschwungs. Franz Nuscheler schrieb hierzu: „Was die Kolonialverwaltungen begonnen hatten, setzten die nachkolonialen Regierungen unverändert fort: Sie förderten die Exportproduktion auf den besten Böden zur Devisenbeschaffung und vernachlässigten die Selbstversorgung mit Nahrungsmitteln“. Der weit überwiegende Teil der Bevölkerung begrüßte daher die durch den Hauptfeldwebel Desi Bouterse angeführte Revolution. Am 25. Februar 1980 putschte eine Gruppe von 16 Feldwebeln gegen die Regierung und nahm Ferrier offiziell wegen des Verdachts der Korruption fest. Die eigentlich für den 27. März vorgesehenen Wahlen wurden ausgesetzt. Nachdem sich die restliche Regierung weigerte, den von Bouterse eingesetzten Nationalen Militärrat anzuerkennen, rief dieser am 13. August den Notstand aus, setzte die Verfassung außer Kraft und löste das Parlament auf. Die Niederlande tolerierten das Vorgehen von Bouterse zunächst zähneknirschend. Als die Armee jedoch am 2. Dezember 1982 im Gefängnis von Zeelandia 15 Oppositionspolitiker hinrichtete, kollabierten die Beziehungen. Infolge der auch heute noch stark diskutierten Dezembermorde brach die Regierung in Den Haag die diplomatischen Beziehungen zu Suriname ab und stellte die Hilfeleistungen ein. Auch die USA überwiesen kein Geld mehr. Bouterse sah sich dadurch gezwungen, Kontakt zu den Führern in Kuba, Libyen, Nicaragua und Grenada aufzunehmen, was die Situation aus internationaler Sicht nur noch verschlimmerte.

19. Warum die USA einst Suriname erobern wollten

Mit der Veröffentlichung der privaten Aufzeichnungen des früheren US-Präsidenten Ronald Reagan wurde am 12. Mai 2009 bekannt, dass die Niederlande Ende des Jahres 1986 nur wenige Schritte von einer Invasion ihrer früheren Kolonie entfernt waren. Am 11. Dezember 1986 schrieb Reagan in sein Tagebuch, dass Den Haag ein Hilfesuch an ihn gerichtet habe. Dabei ging es um den Transport von 850 Soldaten nach Suriname „to take over the government of the brutal dictator who is endangering and taking the lives of the people there including about 6.000 Dutch citizens“. Drei Wochen spä-

ter notierte er schlicht: „Holland called off it's proposed assault on Suriname in which they'd asked us for transportation“. Das Thema beschäftigte die niederländische Presse über mehrere Wochen. Der frühere niederländische Verteidigungsminister Wim van Eekelen sagte in dem Zusammenhang der Zeitung *de Volkskrant*, dass er überrascht sei, dass die Invasionspläne überhaupt fast 25 Jahre lang geheim gehalten werden konnten.

Demnach war geplant, ein Bataillon der Marineinfanterie unter dem Deckmantel einer militärischen Übung nach Puerto Rico und später auf die zu den Niederlanden gehörende Insel Curaçao zu bringen. Von dort aus sollte es mit logistischer Unterstützung der Amerikaner den nahe der Hauptstadt gelegenen Flughafen Zanderij einnehmen und die Nachschubrouten sichern. Gleichzeitig sollten Fallschirmjäger in der Hauptstadt Paramaribo landen und Desi Bouterse verhaften. Die Niederlande rechneten damit, mindestens einen Monat in Suriname bleiben zu müssen und hatten im Zuge der Vorbereitungen bereits 16 Transporthubschrauber für den geplanten Einsatz abgestellt. Die Regierung verhandelte mit der Reagan-Administration außerdem über die Bereitstellung von Landungsbooten, Flugzeugen und Soldaten, da ihnen eigenes Material für derartige Unternehmen fehlte. Die politische Wochenzeitschrift *Haagse Post / De Tijd* schrieb am 10. November 2010, dass die niederländische Militärführung eine Invasion klar befürwortete. Hollands meistgeklickte Nachrichtenwebsite www.nu.nl berichtete kurz darauf, dass eine bewaffnete Auseinandersetzung im Dezember 1986 wahrscheinlicher war, als es gegenwärtig scheint und erst „in letzter Sekunde aus Angst vor den zu befürchtenden Verlusten abgeblasen wurde“.

Auch die Sowjetunion und Kuba interessierten sich unabhängig voneinander für den rund 386 Kilometer langen Küstenstreifen am Atlantik und diskutierten einen Überfall auf Paramaribo. Der amerikanische Politikwissenschaftler Paul Kengor schrieb im April 2008, dass Suriname bei einer Invasion durch Moskau die erste russische Basis in ganz Südamerika hätte werden können. Reagan wollte aber keinen sowjetischen Einfluss „in direkter Nachbarschaft zu Kuba“ dulden und fürchtete Einschränkungen im Handel mit Venezuela und den weiteren südlichen Verbündeten. Daher unterstützte er die Pläne der Niederlande, wobei durch sein Tagebuch ebenfalls öffentlich wurde, dass die USA im Jahre 1982 bereits selbst eine Invasion Surinames erwogen hatten. Schon damals galt Bouterse als das Problem, dem eine deutliche Nähe zu Fidel Castro und Gaddafi nachgesagt wurde. Kengor schrieb weiter, dass neben Finanzhilfen vor allem Waffenlieferungen von Kuba nach Suriname gingen. Reagan hatte nach seinem Amtsantritt erklärt, dass unter seiner Führung „kein einziger Flecken Erde“ in die Hände

der Kommunisten fallen werde. Nachdem die USA 1983 die nahe gelegene Insel Grenada erobert hatten, brach Bouterse seine Kontakte nach Kuba und Libyen jedoch rasch und weitestgehend ab. Zudem hatten die Niederlande ihre Kooperation an einem Eingreifen in Suriname zum damaligen Zeitpunkt verweigert.

20. Ziemlich beste Freunde

Dass es im Dezember 1986 dann doch zu ganz konkreten Invasionsplänen kam, erklärt sich durch den kurz zuvor ausgebrochenen Bürgerkrieg. Wie die Volkskrant am 20. November 2011 schrieb, bekam der damalige niederländische Außenminister Hans van den Broek im Oktober überraschend Besuch von drei hochrangigen surinamischen Abgeordneten. Das Trio warnte vor den zu erwartenden Opfern des Bürgerkrieges und bat die niederländische Regierung um militärische Hilfe im Kampf gegen Bouterse, die dann jedoch nicht erfolgte. Aufseiten der Rebellen kämpfte Ronnie Brunswijk, ironischerweise der frühere Leibwächter des Diktators, bis zum Friedensschluss 1992 gegen die Regierungstruppen und eroberte dabei große Teile des Landes. Zusammen mit dem von ihm kommandierten Jungle Commando führte er hauptsächlich im Regenwald einen Guerilla-Krieg, bei dem bereits im ersten Monat zehn Soldaten der surinamischen Armee getötet wurden. Insgesamt starben während des Bürgerkrieges fast 1.000 Menschen. Die Stadt Albina wurde nahezu vollständig zerstört. Am 29. November zogen die Regierungstruppen in das Dorf von Brunswijk, setzten alle Häuser in Brand und töteten aus Vergeltung 39 Frauen und Kinder. Die offiziell Suriname National Liberation Army genannte Rebellenarmee plünderte wiederum staatliche Militärlager, beging Überfälle und verteilte zahllose Güter an die Menschen im östlichen Teil Surinames. Noch heute wird Brunswijk dafür von den Menschen nahe der Grenze zu Französisch-Guayana als ein moderner Robin Hood verehrt.

Seit dem 25. Mai 2005 ist er für eben diese Region direkt gewähltes Mitglied der Nationalversammlung. Nach zahlreichen Zusammenschlüssen gehört er inzwischen einer Parteiallianz an (Megacombinatie), deren Vorsitzender kein Geringerer ist als sein früherer Todfeind Desi Bouterse. Diese Entwicklung macht deutlich, dass in Suriname die alten Herrscher erneut die Macht übernommen haben und die vermeintliche Demokratie in der Praxis ausschließlich durch Machtinteressen geleitet wird, in denen jede Ethnie ihren größten Vorteil zu erkämpfen versucht. Dass Brunswijk weit davon entfernt ist, ein lupenreiner Demokrat zu sein und Konflikte im Zweifel

auch heute noch mit Gewalt zu lösen versucht, zeigte er etwa im November 2005, just als die damalige Stipendiatin Annika Fischer das Land bereiste. Brunswijk, der zu dem Zeitpunkt auch als Trainer und Spieler des Fußballvereins Inter Moengotapoe aktiv war, zog nach verlorenem Turnier plötzlich eine Waffe und schoss damit in die Luft. Am 13. Dezember 2007 geriet der kräftig gebaute Brunswijk erneut negativ in die Schlagzeilen. Ein Oppositionspolitiker hatte einen Parteifreund Brunswijks während einer Parlamentssitzung der kriminellen Machenschaften bei Grundstücksgeschäften beschuldigt. Daraufhin kam es zu einem Handgemenge, bei dem der frühere Rebellenführer seinen Kontrahenten zu Boden schlug und auf ihn eintrat, bis die Polizei die beiden trennte. Solch eine Form der Selbstjustiz im Parlament führte bis heute zu keinerlei Konsequenzen. In den Niederlanden wurde Brunswijk dagegen im Jahr 2000 zu sechs Jahren Haft wegen Beteiligungen am Kokainhandel verurteilt. Ein gegen ihn erwirkter internationaler Haftbefehl macht es ihm seitdem unmöglich, das eigene Land zu verlassen.

An dieser Stelle sei erwähnt, dass es das ausdrückliche Ziel des Jungle Commandos war, die Gleichberechtigung der bis dahin stark benachteiligten und eingangs erwähnten Maroons zu erwirken. Die Truppen erhielten dabei finanzielle wie auch logistische Unterstützung durch die in die Niederlande geflohenen Surinamesen. Infolge des Bürgerkrieges kam es zu einer zweiten großen Auswanderungswelle, sodass allein in den Niederlanden gegenwärtig etwa 345.000 Menschen surinamischer Herkunft leben. Das entspricht 41 Prozent der ursprünglichen Gesamtbevölkerung Surinames. Nach einer Berechnung der Utrecht School of Economics (1996) überweisen 70 Prozent der Auswanderer jährlich rund 125 Millionen an ihre Verwandten und Hinterbliebenen in Suriname, womit sie 47 Prozent aller Haushalte zumindest in Teilen finanzieren. Der 1992 geschlossene Frieden von Kourou (Französisch-Guayana) konnte nur zustande kommen, nachdem die Einschränkungen für die Maroons aufgehoben wurden. So erhielten die auch heute oft noch abschätzig genannten Buschneger erstmals vollen Zugang zu allgemeinen Wahlen. Kurz zuvor hatten sich beide Seiten auf einen Waffenstillstand geeinigt. In der Folge wurde Ronald Venetiaan am 16. September 1991 zum sechsten Präsidenten der Republik Suriname gewählt, womit die Herrschaft von Bouterse vorerst endete. Venetiaan blieb bis 1996 im Amt und war zwischen 2000 und 2010 erneut demokratisch gewähltes Staatsoberhaupt seines Landes.

21. Uneingeschränkte Reisefreiheit

Kurz bevor ich in das Boot steige, frage ich den Bootsmann, ob ich nicht irgendeinen Stempel brauche. Der aber klopft mir nur auf die Schulter und sagt: „Hier nicht.“ 20 SRD, also ziemlich genau 4,50 Euro kostet die Überfahrt in seinem schmalen Holzboot. Mindestens 25 weitere Boote verkehren zwischen den beiden Ufern. Sechs Minuten dauert es, dann bin ich in Saint-Laurent du Maroni und damit in Frankreich. Letztendlich also auch in der Europäischen Union. Mit mir haben noch vier andere Personen den Fluss überquert. Zwei Frauen haben große Koffer bei sich. Plötzlich sind alle Passagiere verschwunden. Auf diese Weise gelangen jährlich tausende Menschen über den Fluss. Während des Bürgerkrieges im Osten Surinames kamen gut 5.000 Flüchtlinge nach Saint-Laurent. Von den rund 200.000 Einwohnern in Französisch-Guayana sollen etwa 70.000 aus Suriname stammen. Eine stolze Zahl. Kinder, die hier zur Welt kommen, erhalten automatisch die französische Staatsbürgerschaft und damit auch Anspruch auf alle Sozialleistungen. Am Strand gibt es keine Polizei, keine Kontrolle, nur ein paar Einheimische, die sich ein paar Taler verdienen wollen und an meinem Rucksack zerren. Taxi hier, Taxi da, man versucht ein paar kleine Geschäfte mit mir zu machen. Als ich mich umdrehe, ist das Boot schon wieder weg. Ich laufe an der Küste entlang in Richtung Zentrum, vorbei am offiziellen Grenzposten. Jeder muss hier lang und jeder weiß, was hier täglich passiert. Ich betrete das Gelände, mache Fotos von Schildern, auf denen „France“ steht, laufe zum Pier, sehe mich überall um und gehe dann langsam zurück auf die Straße. In den Geschäften verkauft man hier Rotwein und Weißbrot. In der Stadt fahren nur französische Autos: Peugeot, Citroen und Renault. Den Leuten geht es besser als auf der anderen Seite des Flusses.

Suriname grenzt im Norden an den Atlantischen Ozean, im Osten an Französisch-Guyana, im Süden an Brasilien und im Westen an Guyana (früher: Britisch-Guyana). Da es keine Brücken gibt, wird der Transport mit kleinen Booten abgewickelt. Nur Autofahrer sind noch auf die staatlichen Fähren angewiesen, die zu klar definierten Zeiten zwischen den jeweiligen Ländern verkehren. Nur hier gibt es tatsächlich Passkontrollen. Die gleiche Szenerie auch an der Grenze zu Guyana. Ohne dass wir darüber gesprochen haben, bringt mich der Taxifahrer wie selbstverständlich zum Backtrack – der illegalen Route – über den Corantijn. Die Fahrt kostet hier 40 SRD und dauert etwas weniger als eine halbe Stunde. Im schmalen Boot sitzen etwa 20 Personen, die sich alle unter einer Plastikplane verstecken. Das Wasser spritzt so sehr, dass man trotz Regenschutz klatschnass wird. Im Sekundentakt prallt das Boot gegen die Wellen. Immer wieder schlägt es hart auf

und irgendwie hat es Schräglage. Rettungswesten gibt es nur für die beiden Säuglinge an Bord. Keiner sagt etwas. Am sumpfigen Ufer erwarten mich auch hier nur Taxifahrer und Händler. Das Wasser steht hoch und der Anlegesteg befindet sich halb unter Wasser. Erst jetzt bin ich tatsächlich in Guyana. Der Fluss gehört bis zum Ufer vollständig zu Suriname.

Die beiden Länder hatten sich lange Zeit um dieses Gebiet gestritten, nachdem hier bereits vor Jahrzehnten enorme Ölvorkommen entdeckt wurden. Vor einigen Jahren schickte die surinamische Regierung zwei Kanonenboote, um den Forderungen Nachdruck zu verleihen. Schließlich trafen sich beide Seiten vor einem internationalen Schlichtungskomitee. In Paramaribo glaubte man, den besseren Deal gemacht zu haben. Der größte Teil der Ölfelder ging dann aber schließlich an Guyana. Trotzdem ist Öl inzwischen zum Motor der surinamischen Wirtschaft geworden. In den vergangenen Jahren profitierte das Land vom stark steigenden Ölpreis. Die Einnahmen aus dem Ölgeschäft übersteigen inzwischen die Gewinne aus den klassischen Bereichen Gold, Bauxit und Holz. Die staatliche Ölgesellschaft hat in jeder Schule des Landes eine große Weltkarte an die Wände malen lassen. Im Maßstab ist Suriname immer ein ganzes Stück größer, als es in Wirklichkeit der Fall ist. Die offizielle Fläche beträgt rund 160.000 km² – etwa viermal so groß wie die Niederlande. Vor allem aber sind auf diesen Karten auch die Regionen zu sehen, die zwar niemals zu Suriname gehörten, aber stets von der Regierung beansprucht wurden. Auch ein Teil von Französisch-Guyana ist darauf abgebildet. Seitdem der Konflikt im Jahr 2007 beigelegt wurde, wird entlang des gesamten Küstenabschnittes Öl gefördert. Der Boden ist hier so weich, dass alle Häuser auf Pfählen stehen. Potenziellen Urlaubern sei daher gesagt: Baden kann man an den Stränden in Suriname allerhöchstens im Matsch.

22. Wochenendausflug mit meiner Gastfamilie

Schon der Flug war anders als die meisten meiner bisherigen Reisen. Wir hatten etwa die Hälfte unserer Route hinter uns gebracht, als ich mit meiner Sitznachbarin ins Gespräch kam. Wir unterhielten uns über alles Mögliche. Vornehmlich natürlich über Suriname. Welche Sehenswürdigkeiten es im Land gibt und über die Beziehung zu den Niederlanden. Kurz vor der Landung fragte mich die Frau, wo ich eigentlich hin wollte und ich sagte nur: „In die Stadt.“ So nennt man Paramaribo hier. Sie versprach mir gleich darauf, meine Mitfahrt in ihrem Auto zu organisieren. Und tatsächlich: Wir waren kaum gelandet, da nahm sie ihr Mobiltelefon und rief ihren Lebens-

gefährten an, der mit ein paar anderen Freunden in der Eingangshalle des Terminals wartete. Wir kreuzten quer durchs Land und ich sah auf meiner Uhr, wie spät es inzwischen geworden war. Johan und Margot, meine Vermieter warteten auf mich am Haus und ich hatte ihnen gesagt, dass ich mir ein Taxi nehmen würde. In Deutschland oder sonst wo wäre ich mit allergrößter Wahrscheinlichkeit auch nie in ein fremdes Auto gestiegen, aber in Suriname schien mir das irgendwie völlig normal. War es letztendlich auch. Nachdem wir alle Mitfahrer abgesetzt hatten, brachte man mich in die Nassyalaan. Bezahlt habe ich nichts, auch wenn ich es mehrfach angeboten habe. Das nenne ich Gastfreundschaft.

Johan, Margot und ich haben viel Zeit miteinander verbracht. Wir waren auf dem Land, wo die beiden ein Haus besitzen. Mindestens einmal im Monat fahren sie raus, um sich dort um ihr Gemüse zu kümmern. In der Garage steht ein uralter Traktor, ein Fiat 250, der Unmengen an Öl verliert. Johan flucht immer, wenn er das Fahrzeug sieht, schwingt sich dann aber doch auf den Sitz und fährt damit durch den Garten. Gegenüber sind erst kürzlich ein paar Chinesen eingezogen. In Suriname würde man sagen: Es sind neue Chinesen, was impliziert, dass es auch so etwas wie alte Chinesen geben muss. Politisch nicht wirklich korrekt, aber im Grunde eine treffende Bezeichnung. Mit alten Chinesen sind jene Einwanderer gemeint, die vor 150 Jahren nach Suriname kamen, um die freigelassenen Sklaven auf den Plantagen zu ersetzen. Neue Chinesen werden manchmal auch echte Chinesen genannt. Das wiederum sind Gastarbeiter, die in Suriname eine Anstellung suchen und sich hier ein besseres Leben erhoffen. Ihre Zahl wächst schnell und stetig. Über die Beziehung zwischen Suriname und China könnte man ein ganzes Buch schreiben. Eine zentrale Figur hieße dabei Desi Bouterse. Der versteht sich nämlich ganz prächtig mit den Machthabern in Peking. Und da kleine Geschenke die Freundschaft erhalten, sind die Stühle im surinamischen Parlament ein Geschenk der Chinesen – die stehen gerade in der Werkstatt von Cees Dilweg und bekommen neue Bezüge. Weiter im Inland haben die Chinesen eine ganze Häusersiedlung errichten lassen. Schlichte, aber ziemlich hübsche Steingebäude, mit Wasseranschluss, Strom, Telefon und allem anderen Komfort. Was ist mit Gegenleistungen? Vor ein paar Monaten wollten die rohstoffhungrigen Chinesen mehr oder weniger den gesamten Regenwald kaufen. Dafür sollte eine Eisenbahn gebaut werden oder zumindest ein modernes Straßennetz. Der Deal platzte.

23. Außen Schokolade, innen weiße Kokosflocken

Johan und Margot sind erst vor einigen Jahren nach Suriname zurückgekehrt. Für Leute wie sie gibt es hier auch eine Bezeichnung: Bounty – genau wie der Schokoriegel. „Außen schwarz, aber innen weiß“, sagt Johan. „Gemeint ist damit die europäische Kultur, die sozusagen in uns eingedrungen ist“. Bei dem Begriff schwingt häufig auch ein großes Stück Missgunst und Verachtung mit – vor allem aber Sozialneid im Hinblick auf die bessere finanzielle Absicherung. „Die Leute tun so, als wären wir andere Menschen geworden“, erklärt Johan, der 1974, also ein Jahr vor der Unabhängigkeit, nach Utrecht ging. Offiziell ist er Niederländer, einen surinamischen Pass besitzt er nicht. Seine Vorfahren stammen aus Indien. Viele Jahre lang fuhr Johan einen Kleinbus in Paramaribo, später besaß er ein kleines Transportunternehmen, arbeitete schließlich bei Mercedes-Benz in Deutschland und jetzt vermietet er Zimmer an niederländische Touristen und manchmal auch an deutsche Journalisten. In den letzten Jahren kommen also nicht nur Chinesen nach Suriname, sondern auch Niederländer, die eigentlich Surinamer sind. Erst vor wenigen Tagen wurden die aktuellen Einwohnerzahlen veröffentlicht: 512.000 – unterm Strich gab es in den letzten Jahren ein Plus von etwa 5.000 Einwanderern – ein beachtlicher Wert für ein kleines Land. Die meisten Chinesen arbeiten im Baugewerbe und meistens schlafen sie auch auf der Baustelle. In der Zeit gab es vor ein paar Jahren eine tolle Reportage über chinesische Arbeiter, die die Kokerei Kaiserstuhl in Dortmund demonstrieren, um sie in Asien wieder aufzubauen. In dem Text geht es um Sprachbarrieren, unterschiedliche Einstellungen und Gewohnheiten. Die Chinesen in Suriname sprechen kein Niederländisch – vielleicht sind sie auch deswegen eher unter sich. Auch neben meinem Apartment gibt es einen chinesischen Supermarkt. Die Verkäuferin kennt mich inzwischen ziemlich gut. Ich kaufe meistens die gleichen Produkte. In der Regel komme ich jeden Tag vorbei, um die Zeitung und Saft zu kaufen. Und jedes Mal nimmt sie ihren Taschenrechner, tippt den Betrag ein und hält mir diesen vor die Nase. „Viele wissen nicht so recht, was sie von den Chinesen halten sollen und ganz viele haben keine gute Meinung von ihnen“, sagt eine indischstämmige Kellnerin, die in einem chinesischen Restaurant arbeitet.

24. Muster der Demokratie

Als die Niederlande 1975 aus Suriname abzogen, hinterließen sie lediglich einen Teil der militärischen Ausrüstung und stellten ein Beraterteam zur Gründung einer eigenen Streitmacht. Außerdem halfen sie bei der Er-

stellung der Verfassung, die sich zu weiten Teilen am niederländischen Vorbild orientiert. Dabei blieb es allerdings. Erst Mitte der 1990er Jahre bekam Suriname infolge der hohen Inflation internationale Unterstützung beim Ausbau des Finanzwesens und wurde Mitglied in zahlreichen Handelsorganisationen. Im Jahr 2002 gab das Land seine bisherige Währung, den Suriname-Gulden auf und führte den Suriname-Dollar ein. Dennoch blieb gerade das politische System die große Schwachstelle des Landes. In der aktuellen Legislaturperiode besteht das Parlament aus elf Parteien, die sich nicht über gemeinsame wirtschaftspolitische Interessen, sondern über ethnische Herkunft und religiöse Haltung definieren. Der niederländische Politikwissenschaftler Arend Lijphart untersuchte 1996 die Parteienanzahl in 36 Demokratien und bilanzierte einen Durchschnittswert von 3,16 Parteien im Parlament. Suriname liegt weit darüber, wobei die Uneinigkeiten dieselben Ursachen haben wie die Streitigkeiten über die beste Anordnung der fünf Sterne in der ersten Landesflagge von 1959. Lijphart schrieb in *Patterns of Democracy*, die religiöse Dimension sei der zweitwichtigste Faktor in den Differenzen aller 36 untersuchten Staaten. An dritter Stelle sieht er die ethnische Dimension und verweist auf die enorme Bedeutung der Nation Religious Party in Israel oder der Komeito Partei in Japan. Außerdem verweist Lijphart auf die Wahlbeteiligung als „einen exzellenten Wert zur Messung der Qualität einer Demokratie“. Bei den Präsidentschaftswahlen 2005 lag die Beteiligung in Suriname bei 46,6 Prozent. In Deutschland lag die Wahlbeteiligung bei der Bundestagswahl 2005 bei 77,7 Prozent. Das war der niedrigste Wert seit Gründung der BRD.

Dass der Frieden zwischen den Ethnien jedoch auch gegenwärtig keine Selbstverständlichkeit ist, verdeutlicht eine Aussage von Brunswijk aus dem Jahr 2005. Nach seiner Wahl in das Abgeordnetenhaus erklärte Brunswijk, dass die Rebellentruppen jederzeit wieder aktiv und mit allen Mitteln kämpfen würden, sollte sich die Situation seiner Volksgruppe erneut verschlechtern. Damit spielte der frühere Feldwebel vor allem auf die wirtschaftliche Situation der traditionell einkommensschwachen Maroons an. In den turbulenten Jahren nach dem Bürgerkrieg beschleunigte sich die Inflation auf erschreckende 368 Prozent (1994, Deutschland im selben Jahr: 2,7 Prozent). Auch im Folgejahr lag die Teuerungsrate mit 235 Prozent weit entfernt aller volkswirtschaftlichen Ziele. Der enorme Preisanstieg etwa bei Lebensmitteln und Medikamenten verstärkte den finanziellen Druck auf nahezu alle privaten Haushalte des Landes. Während der Kriegsjahre waren zudem zahlreiche ausländische, meist niederländische Betriebe abgewandert, wodurch die Arbeitslosigkeit stark zunahm. Allerdings verdreifachte sich das Bruttoinlandsprodukt bis zum Jahr 2005 durch stark erweiterte Rohstoff-Exporte.

te und einen allgemein gestiegenen Ölpreis, wovon jedoch nur ausgewählte Gruppen profitierten. Vielleicht haben diese – uns Deutschen ja nur allzu gut bekannten Faktoren – entscheidend dazu beigetragen, dass sich das politische Klima in Suriname am 19. Juli 2010 grundlegend änderte.

Die Nationalversammlung wählte den früheren Oberbefehlshaber des Militärs, Desi Bouterse, an diesem Tag mit nur zwei Stimmen Mehrheit zum Präsidenten und damit erneut zum Herrn über die Truppen. Sein Amtsvorgänger verwehrte ihm nicht nur die Gratulation zur Wahl, sondern weigert sich auch bis heute, den Namen seines Nachfolgers auszusprechen. Der damalige niederländische Außenminister Maxime Verhagen kommentierte Bouterse's Wahlsieg im Fernsehen mit den Worten, dass er in Den Haag lediglich willkommen sei, um seine Haftstrafe abzusitzen. Wie auch bereits Ronnie Brunswijk wurde Desi Bouterse wegen Verstrickungen in den Kokainhandel in den Niederlanden verurteilt. So konnte ihm die Beteiligung an zumindest einem Drogengeschäft nachgewiesen werden, bei dem im Jahre 1997 knapp 500 Kilogramm Kokain im Hafen von Stellendam sichergestellt wurden. Dafür erhielt er eine Gefängnisstrafe von elf Jahren. Die Regierung war derart entsetzt, dass sämtliche Zahlungen an die frühere Kolonie eingestellt wurden. Bereits 1982 und 1997 hatten die Niederlande alle Hilfeleistungen abgebrochen. Im Juli 1999 setzte Den Haag einen internationalen Haftbefehl gegen Bouterse durch, wodurch er sein Heimatland zunächst nicht mehr verlassen konnte. Schutz erhält er augenblicklich lediglich durch seine politische Immunität. Weniger Glück hatte sein Sohn Dino, der im August 2005 ebenfalls wegen Drogenhandels in Paramaribo zu acht Jahren Gefängnis verurteilt wurde und seine Strafe inzwischen absitzt.

25. Die neuen alten Herrscher von Paramaribo

Auch die Diskussionen um die Dezembermorde aus dem Jahre 1982 ließen Bouterse in der Vergangenheit kaum Zeit zum Regieren. Bereits seit mehr als vier Jahren ist er Hauptangeklagter in einem Mordprozess, dessen Verhandlung der taktierende Bouterse durch seinen politischen Einfluss immer wieder aufschieben konnte. So wiesen wiederholt Journalisten darauf hin, dass sich der Präsident am Ende sogar selbst begnadigen könnte. Ivo Evers schrieb in der niederländischen *Trouw*, dass die richterliche Macht inzwischen durch den Verdächtigen selbst befehligt werde. Damit warnte er vor einer möglichen und am 4. April 2012 auch tatsächlich beschlossenen Gesetzesänderung, die eine Erweiterung des Amnestiegesetzes aus dem Jahre 1989 vorsieht. Mit der Änderung wird der Amnestiezeitraum ausgedehnt

und beginnt damit am 1. April 1980 und endet am 20. August 1992, wodurch auch der Präsident unter den Schutz des Gesetzes fällt. Die bereits einen Tag später durch den Vizepräsidenten Robert Ameerali unterzeichnete und damit rechtskräftige Erweiterung führte dazu, dass das Militärgericht am 11. Mai entschied, den Prozess (erneut) auszusetzen. Doch für Bouterse sind die Probleme damit nicht vom Tisch. Selbst im eigenen Parlament ist – oder besser gesagt war – der amtierende Präsident nicht mehr willkommen, was eine geregelte Amtsführung natürlich erheblich einschränkte. Als er nach 13-monatiger Abwesenheit wieder an einer Versammlung der Nationalversammlung teilnehmen wollte, wurde wegen einer Abwesenheitsklausel im Grundgesetz umgehend ein Ausschlussverfahren eingeleitet. Bouterse wurde noch am selben Tag durch einen Gerichtsvollzieher mitgeteilt, dass seine Mitgliedschaft im Parlament mit sofortiger Wirkung beendet sei. Heute darf er das Parlament allerdings wieder betreten.

Die erschwerte politische Situation – nicht nur im Zusammenhang mit dem Präsidenten – zeigt sich auch im jährlich herausgegebenen Report der Fachzeitschrift *Foreign Policy*. Das Magazin beschreibt das Geschehen in Suriname in der aktuellen Ausgabe als „grenzwertig“. Mit Blick auf Stabilität und drohende Unruhen lag das Land im *Failed State Index 2011* sogar vor Libyen, Rumänien und der Ukraine. Zu einem noch dunkleren Urteil kommt die *Heritage Foundation* in Zusammenarbeit mit dem *Wall Street Journal*. Die als Amerikas einflussreichste Politikberatung geltende Stiftung bescheinigt Suriname eine alles andere als freie Wirtschaft und verweist insbesondere auf das schlechte Abschneiden im Bereich der Geschäftsfreiheit. Demnach fiel die frühere niederländische Kolonie im Bericht des Jahres 2012 auf Rang 160 von insgesamt 182 untersuchten Nationen. Auch im Durchschnitt aller zehn gelisteten Indikatoren landete Suriname lediglich auf Platz 133 und damit nur einen Rang vor dem zur Gruppe der ärmsten Länder der Welt zählenden Äthiopien. Zusammenfassend kommentieren die Autoren den *Index of Economic Freedom* damit, dass Eigentumsrechte in Suriname nicht umfassend geschützt würden. Der Staat kontrolliere zudem Preise durch zahlreiche Regularien und staatseigene Betriebe. Problematisch seien außerdem der erhebliche Mangel an Richtern und der nur schwach entwickelte Finanzsektor.

26. Mit einer Tüte Mehl durch den Regenwald

Eine Reise durch Suriname verspricht immer auch eine Portion Abenteuer. Zwar gibt es an jeder Ecke kleine Reisebüros, aber so wirklich professionell wirkt das alles noch nicht. Marina Da Costa hat nur eine einzige Destination im Programm. Das weckt meine Aufmerksamkeit. Kennengelernt haben wir uns in der alten Synagoge von Paramaribo. Ihr Einpersonenunternehmen *Tours With Flairs* will das jüdische Erbe von Suriname bewahren und der Welt präsentieren. Schon ihre Mutter arbeitete mehrere Jahrzehnte am Ausbau des Besucherzentrum Jodensavanne. Und auch Marina macht die Arbeit zu einem großen Teil aus Leidenschaft. Die Reise ist schnell gebucht, Details wollen wir später besprechen. Der Preis beträgt 125 US-Dollar. Genau 127 US-Dollar habe ich dabei – das Äquivalent von 100 Euro. Ich weiß nicht genau, was ich mir vorgestellt hatte, aber ich glaube, die Bezeichnung Familienausflug trifft es ganz gut. Marina empfängt mich in ihrem Vorgarten. In ihrem Minivan sitzen bereits drei weitere Reisende, zwei davon sind aus den USA, eine Frau kommt aus Suriname. Später stößt noch ein kleines Fernsightteam dazu, das Werbefilme für die staatliche Airline Surinam Airways macht. Man verspricht mir, dass man mich zu einer Berühmtheit in Südamerika machen will und ich bin einverstanden. Während Marina selbst geschmierte Brötchen, Kuchen und Bier in den Kofferraum packt, unterhalten wir uns über Las Vegas, Fußball und deutsche Siedler in Suriname. Die Fahrt dauert etwa zwei Stunden. Am Ende gibt es auch hier keine Straßen mehr und wir steigen in ein Boot um. Die Amerikaner sind in Flip Flops angereist, Marina hat für jeden eine Buschmachete dabei. Ein interessanter Anblick, der sich gut als Buchcover machen würde. Ich muss an dieser Stelle erst kurz eine andere Geschichte erzählen, nämlich die von Carolina.

Carolina ist ein Dorf, das vermutlich irgendjemand mal nach seiner Geliebten benannt hat. Was vermutlich einen romantischen Anfang hatte, ist heute eher ein Trümmerfeld und Schuld daran ist natürlich ein Mann, genau genommen ein Kapitän. Es ist erst sieben Jahre her, da bekam Carolina, eine schlichte aber moderne Betonbrücke spendiert. Die Siedlung, die sich auf beide Ufer des Suriname Rivers verteilt, hatte endlich eine stabile Verbindung; bis zu der Nacht, in der besagter Kapitän in die Brücke fuhr und diese damit zum Einsturz brachte. Das war vor sieben Jahren, und wenn man Marina glauben kann, wird die Brücke auch nie wieder aufgebaut. Sie liegt halb verfallen im Wasser. Betonstücke so groß wie ein Konzertflügel ragen aus dem Fluss. Die Fahrrinne ist dadurch sehr schmal geworden, größere Schiffe können die Strecke nicht mehr befahren. „Das ist normal in Suriname“,

sagt Marina. Dass der Kapitän oder der Besitzer der Reederei nicht belangt werden, liegt am Einfluss, den der Konzernchef in Paramaribo hat. Während wir uns mit unserem kleinen Motorboot durch die Trümmerbrocken navigieren, wird am Ufer eine Fähre beladen, die morgens die Kinder zur Schule transportiert und nachmittags wieder abholt. Man muss aber nicht unbedingt bis nach Carolina fahren, um solche Geschichten zu erzählen. Setzen Sie sich einfach an die Waterkant in Paramaribo und erzählen irgendwem, dass Sie aus Deutschland kommen. Berlin und München kennt man hier, noch bekannter ist allerdings die kleine Stadt Goslar. Sie ist Namenspatin eines deutschen Frachtschiffs, das 1940 im Hafen von Paramaribo lag und von seiner Besatzung selbst versenkt wurde. Allerdings ging das Wrack nicht ganz unter. Die niederländischen Streitkräfte eilten wohl an Bord, um die Flutung zu stoppen. Das halb abgesoffene Schiff riss sich los und ging dann ein paar Meter weiter unter – genau in der Mitte des Flusses und auch noch quer gestellt. In jeder Kneipe entlang der Uferpromenade von Paramaribo werden andere Zahlen gehandelt, zweistellig sind sie aber fast immer. Mindestens zehn Mal sollen bereits andere große Schiffe mit dem Wrack der Goslar zusammengestoßen sein. Zwischendurch wurde überlegt, das Schiff zur Touristenattraktion auszubauen, eine Zeit lang wollte man es wegräumen lassen, bislang hat man allerdings noch nicht einmal eine Positionsleuchte darauf angebracht. Südamerikanische Gelassenheit halt.

Kommen wir zurück zu Marina, die mir ihre Machete gegeben hat, sodass ich nun mit zwei Schwertern durch den Dschungel laufe (am Abend wird sie mich fragen, ob ich nicht für sie arbeiten will). Sie hält jetzt eine Tüte Mehl in der Hand und verstreut es großflächig in der Gegend. Ein alter jüdischer Brauch um böse Geister auszutreiben? Nicht ganz. Die promovierte Historikerin erzählt stolz, von „ihrer“ wissenschaftlichen Methode, mit deren Hilfe man alte Grabinschriften wieder sichtbar machen kann. Tatsächlich liegen vor uns Hunderte von Steinplatten im Boden – kreuz und quer, so wie man es gar nicht von jüdischen Friedhöfen kennt. „Grabräuber haben die Platten versetzt“, erklärt sie, während das Filmteam eine Nahaufnahme von einer Totenkopfgravur macht. Ihre „wissenschaftliche Methode“ funktioniert wirklich – Namen und Symbole auf den Gräbern werden wieder sichtbar. Aus ihrem Rucksack zieht sie kurz darauf eine Gartenschere um ein paar Büsche und Äste zu entfernen.

Im 17. Jahrhundert kamen mehrere tausend Juden nach Suriname. Die meisten von ihnen waren seraphische Juden wie die Vorfahren meiner Reiseleiterin. Die Jodensavanne war so etwas wie ein Staat im Staat, mit eigenen Regeln und Gesetzen, einer eignen Währung und eigenen Schulen.

Später brannte die Siedlung ab und wurde nicht mehr aufgebaut. Marina und ein paar befreundete Juden wollen die Jodensavanne auf die Liste der UNESCO-Weltkulturerben bringen. Viel zu sehen gibt es allerdings nicht.

27. Zu Gast bei der wahren Dschungelkönigin

Die für mich aufregendste Zeit in Suriname waren sicherlich die Tage bei Stephanie. Ihren Nachnamen kenne ich nicht, aber den braucht man auch nicht. Jeder kennt Stephanie. Selbst mein Taxifahrer, der mich einige Wochen später zum Flughafen fährt und mindestens vier Autostunden von ihr entfernt wohnt. Wenn ich meinen Freunden erzähle, dass Stephanie und die anderen Bewohner von Bigi Pan auf dem Wasser leben, dann denken die meisten an ein Haus am See. An ein kleines Fischerdorf und vielleicht an ein paar Hütten auf Pfählen. Aber so ist es nicht. Stephanies Haus und auch die anderen Häuser von Bigi Pan stehen auf dem Wasser. Bigi Pan bedeutet großer See. Im Durchschnitt ist das Wasser gerade mal 80 Zentimeter tief. Man kann also problemlos von einem zum anderen Ufer laufen, aber es wäre nicht empfehlenswert. Der Boden ist äußerst schlammig, auf ihm leben Abertausende von kleinen Krebsen und was noch viel gefährlicher ist: Jede Menge Krokodile. Die Idee, Häuser mitten aufs Wasser zu stellen, entspringt sicherlich auch einem Schutzbedürfnis der Menschen. Krokodile leben an Ufern und schwimmen so gut wie nie raus zur Mitte des Sees. Stephanie dagegen würde wahrscheinlich überall hinfahren, oder zur Not hinlaufen, wenn es dort etwas Lohnendes zu fangen gäbe. Die zweifache Mutter ist erst Anfang 30, aber vermutlich könnte sie jeden Lkw-Fahrer aus Sibirien unter den Tisch trinken und ihn gleichzeitig im Armdrücken besiegen.

Ganz sicher hätte Stephanie gut zu Michael Moores Film gepasst! In *Roger & Me* wird eine Frau porträtiert, die Hasen züchtet und sie anschließend verkauft. Ihr Name ist Rhonda Britton und sie ist eine der 30.000 Menschen, die ihren Job bei GM verloren haben. Im Film hat sie so eine zentrale Rolle, dass sie der Fortsetzung zu *Roger & Me* sogar zu ihrem Namen verhalf. *Pets or Meat*, also Fleisch oder Haustier, heißt der Streifen, was auf das Produktportfolio der Hasenzüchterin zurückzuführen ist. Stephanie fängt Krokodile. Manchmal werden sie gekocht, manchmal aber auch lebendig verkauft. Irgendwann landen sie aber wohl oder übel im Kochtopf. Auch an diesem Abend wird gegessen, was auf den Tisch kommt, nämlich Flusskrebse mit Reis und Gemüse. Drei der Tiere habe ich mit einem Köcher selbst gefangen. Eines von Stephanies Kindern hatte mir gezeigt, wie man Krebse an-

fassen kann, ohne dass man von ihnen gekniffen werden kann. Dem Jungen gefiel es, mal im Mittelpunkt zu stehen und einem Anderen etwas beizubringen. Er kletterte aufs Dach des Hauses, machte einen Kopfsprung in den See – nicht ungefährlich bei der Wassertiefe – und zeigte mir allerhand Kunstgriffe mit dem Messer. Abends steigen wir wieder in eines der Boote und steuern damit in Richtung Ufer. Stephanie fährt mit ihrem Kanu voraus. Mit einer Drahtschlinge wollen sie ein Krokodil fangen und anschließend an der Seite des Bootes bis zur Küche schleppen. In Stephanies Haus hängen zahlreiche Bilder von ihr und all ihren Jagdtrophäen. Man kennt diese leicht selbstverliebten, triumphierenden Aufnahmen von Anglern, nur dass Stephanie ein (noch) lebendes Krokodil in die Kamera hält.

28. Begegnung mit Desi

In Roger & Me gibt es einen Moment, da wird Michael Moore die ganze Warterei zu bunt und er entschließt sich, einfach durch die Vororte von Flint zu ziehen und dort nach Roger zu suchen. Man sieht die schicken Villen, die bei genauer Betrachtung irgendwie alle gleich aussehen und am Ende ist das Ergebnis wieder das gleiche: Kein Roger in Sicht. In Suriname ist das zum Glück einfacher. Schon auf einer der ersten Seiten hatte ich geschrieben, dass Desi ein Mann aus dem Volk sei. Deswegen überrascht es auch nicht, wenn ich Ihnen sage, dass der Präsident nicht im ehemaligen Gouverneurspalast wohnt (zu sehen auf dem Titelbild dieser Geschichte), sondern in einem Einfamilienhaus, ganz oben in Leonsberg. Zwar kann mir Google die genaue Anschrift nicht verraten, dafür wissen die Anwohner umso besser Bescheid. „Ja, der Präsident, der wohnt gleich da vorne, die Straße rechts rein und dann das Haus mit der große Fahne“, sagt mir ein Spaziergänger, der mit seinem Hund die Straße entlang läuft. Mit dem Fahrrad dauert es fast eine Stunde bis nach Leonsberg. Von dort aus starten auch die Delfin-Touren und mit einer kleinen Fähre kann man direkt nach Nieuw Amsterdam übersetzen. Desis Haus ist erstaunlich unauffällig. Ich hatte wahrscheinlich ein komplett vergoldetes Anwesen erwartet. Wirklich pompös ist letztendlich aber nur das Sicherheitsaufgebot. Mutig frage ich am Tor, ob man den Präsidenten sprechen könne. Die Wache lacht mich aus, aber immerhin habe ich es probiert. Die Zeit in Suriname neigt sich dem Ende zu und es sieht so aus, als müsste ich ohne ein Treffen nach Hause fliegen.

Dann ist der letzte Tag auch schon gekommen. Ich bin noch zeitiger aufgestanden als sonst. Ich verabschiede mich in aller Ruhe von meinen Mitbewohnerinnen, lege meine Sachen zurecht, packe die letzten Anzihsachen

in den Koffer und lasse noch Platz für meine Fotoausrüstung. Zu meinem großen Ärger hatte es die letzten beiden Tage oft geregnet, zumindest war es bewölkt gewesen. Kein gutes Fotowetter also, aber heute ist das Licht ideal. Ich bin mir zwar sicher, schon alles mindestens fünfmal fotografiert zu haben, aber im Grunde kann man nie genug Bilder haben (12.000 Aufnahmen werden es am Ende sein). Zunächst ist alles genau so wie immer: Volle Straßen, blonde Touristen auf Fahrrädern, ein paar Straßenhunde, Limonadenverkäufer, Schuhputzer und ein paar Polizisten. Mmmh, irgendwie mehr Polizisten als sonst. Ich fange an, ein paar von ihnen zu fotografieren, aber immer steht mindestens einer von ihnen im Schatten, also spreche ich zwei Beamte an und bitte sie, für mich zu posieren. Da verweisen mich die beiden auf ihren Hauptmann. Der lasse sich bestimmt gerne fotografieren, sagen sie. Sie werden es inzwischen gemerkt haben, ich bin nicht unbedingt schüchtern. Also gehe ich zu dem Hauptmann und frage ihn, ob ich ihn fotografieren kann und dann erhalte ich die entscheidende Information: „Nicht jetzt, nach der Parade gerne.“ Eine Parade? Was für eine Parade? „Die jährliche Parade mit dem Präsidenten“, lautet seine Antwort. Habe ich richtig gehört? Sechs Wochen lang laufe ich diesem Desi hinterher und am letzten Tag kommt er im Grunde zu mir? Tatsache! Was ich tun muss ist simpel. Ich stelle mich mit meiner Kamera auf die Straße; als wäre ich das halb versunkene Wrack der Goslar. Und wie es mit dem Schiff ist, so ist es auch mit mir – keiner stört sich an meiner Anwesenheit. Auch als die Fernsteams anrücken, stehe ich immer eine Reihe weiter vorne und so gegen 12 Uhr hört man langsam auch die ersten Musikinstrumente, die sich offensichtlich noch einstimmen müssen. Mein Blick wandert immer wieder zur Uhr und langsam werde ich nervös. Wann kommt Desi endlich? Da hinten kommt er! Recht steif steht er da, fein im Anzug und sogar mit Brille. Man sieht ihm sein Alter wahrlich nicht an. Er kommt immer näher, ich laufe mittlerweile rückwärts, während ich die Linse auf ihn richte. Irgendwann werde ich gefragt, ob ich von einer belgischen Zeitung wäre und ich sage einfach nur ja. Man lässt mich weiter machen. Später erfahre ich von einem Barbesitzer, dass ich die ganze Zeit über im Fernsehen zu sehen gewesen war. Auch auf der Waterkant scheinen mich einige Leute zu erkennen und winken rüber. Desi selbst guckt mich nur einmal ganz kurz an, dann schubst mich einer seiner Leibwächter zur Seite und er verschwindet im Parlamentsgebäude. „Warum eigentlich?“, frage ich einen Uniformierten? „Heute ist die Sommerpause vorbei. Das Parlament tagt jetzt gleich wieder.“

29. Persönliche Bemerkungen

Liebe Leserin, lieber Leser! Ich freue mich, dass Sie es bis hierhin geschafft haben. Lassen Sie mich an dieser Stelle einigen Menschen Dank sagen, allen voran natürlich Ute Maria Kilian von der Heinz-Kühn-Stiftung, die mir in vieler Hinsicht geholfen hat und ganz allgemein eine sehr wertvolle Arbeit leistet. Ich möchte mich auch bei meiner Familie und meinen Freunden bedanken, bei den vielen Leuten, die mir in Suriname begegnet sind und hier ganz besonders meinen Gasteltern Johan und Margot, sowie meinen Mitbewohnerinnen Marie, Laura und Manija. Zum Abschluss habe ich mir etwas Besonderes überlegt: Nachdem ich Ihnen nun viele Seiten Text im Stil eines Dokumentarfilms vorgelegt habe, möchte ich Ihnen wenigstens zum Ende hin eine waschechte Reportage präsentieren. Für alle, die erst jetzt dazugestoßen sind, ist dies also die ideale Möglichkeit, um den Stoff aus allen vorherigen Kapiteln in stark komprimierter Form zu lesen. Alle anderen haben hoffentlich einfach Spaß an der Erzählung. Dabei sei angemerkt, dass die Geschichte nicht einfach nur zufällig entstanden ist. In diesem alternativen Fazit geht es um das Dorf Hamburg, das ja ganz offensichtlich mit unserem, dem deutschen Hamburg, verwandt ist. In meiner Abschluss-Reportage möchte ich also den Versuch unternehmen, das große und das kleine Hamburg gegenüberzustellen und so den Bogen nach Europa zu ziehen. Darüber hinaus erkennt man an der Geschichte über diesen kleinen Ort namens Hamburg sehr gut, wie das Leben in Suriname aussieht und genau das war ja das Ziel dieses Berichts – die Zustandsbeschreibung einer Nation, die oft widersprüchlich ist, gleichzeitig aber auch gerade davon lebt.

30. Alternatives Fazit: Zwei verschiedene Welten

Die Sonne ist bereits untergegangen und doch ist es noch immer so heiß, dass die Kellner das Bier in großen Champagnerkühlern servieren. In Hamburg und anderswo auf dem Land, wirft man dem Gast schlicht ein paar Eiswürfel ins Glas, aber auf der schicken Vergnügungsmeile der surinamischen Hauptstadt Paramaribo legt man großen Wert auf Service und die richtige Präsentation. Abends, wenn die Hotels und Kneipen bunt beleuchtet werden, könnte man meinen, ein kleines Stück der Reeperbahn wäre in Südamerika nachgebaut worden. Das Klientel und die Preise im Café Amsterdam passen recht gut zu dieser Vorstellung und doch ist der echte Kiez knapp 8.000 Kilometer entfernt.

Es ist schwer zu sagen, wo Hamburg anfängt und wo es wieder aufhört. Das gilt im übertragenen Sinn für ein ganzes Lebensgefühl, aber auch für

das kleine Dorf in der dünn besiedelten Saramacca-Region. Laut einem der seltenen Hinweisschilder sind es noch genau 23 Kilometer bis zum Zielort, doch wer sich im Dschungel nicht auskennt, fährt womöglich immer weiter und bemerkt erst in Waterloo, dass er falsch ist. Nicht nur hier, sondern im ganzen Land stehen Männer mit Angeln vor halb zugewucherten Bewässerungskanälen, und selbst wenn man in dem trüben Wasser keinen einzigen Fisch vermuten mag, geht in der Regel keiner von ihnen mit leeren Händen nach Hause.

In Reiseführern über Suriname findet man häufig ein Foto, auf dem das recht antiquierte Ortseingangsschild der Bezirkshauptstadt Groningen zu sehen ist. Fast täglich kommen einige Holländer rausgefahren, um sich spaßeshalber mit dem Schild abzulichten. Wer sich in Hamburg fotografieren lassen will, der platziert sich einfach vor der gleichnamigen Tankstelle. Bobbi Suekhue steht mit seinem Moped an einer der vier Zapfsäulen und tankt unverbleites Benzin. Überall in Suriname sieht, hört und riecht man Kleinkrafträder dieses Typs. Die Yamaha V50M ist ein Fahrzeug für die Massen – genügsam, wartungsfreundlich und robust konstruiert. In ein paar Stunden wird Bobbi damit zur Arbeit fahren. Er will, dass man ihn bei seinem Vornamen nennt. Er wird die dunkelrote Jacke eines lokalen Fast-Food-Restaurants tragen und Roti mit Hühnchen zubereiten. „Am liebsten wäre ich ein Wissenschaftler, aber ich bin auch gerne Koch“, sagt Bobbi. Im nächsten Monat wird er 20, dabei sieht der zierliche Bobbi aus, als wäre er gerade einmal 16 Jahre alt. An seinen Beinen hat er tiefe Narben, die er sich bei Stürzen mit seinem Moped zugezogen hat. Die Oost-West-Verbindung ist zwar durchgehend asphaltiert, aber abseits der Straße besteht der Weg aus nichts als Erde, die sich bei Regen schnell mit Wasser vollsaugt und die man sich häufig auch mit Hühnern und Ziegen teilen muss. Noch bis vor wenigen Jahren konnte man den Saramacca-Fluss bei Hamburg nur mit einer Fähre überqueren, die aussah wie eine graue Miniaturversion der Cap San Diego. Es heißt, der Ort habe 912 Einwohner, doch selbst diese bescheidene Zahl scheint etwas zu optimistisch. Zweifelsfrei nachgewiesen ist lediglich eine Höhe von 11 Metern über dem Meeresspiegel. Bobbi hat sich in einer Buchhandlung mehrere Kopien von historischen Karten gekauft, die er in seiner Freizeit ausgiebig studiert. In der Ausgabe von 1840 sind landesweit 956 Plantagen verzeichnet. „Hamburg hat die Nummern 239 bis 241“, erzählt Bobbi ganz im Tonfall eines Professors und ergänzt: „In den älteren Karten taucht der Name noch nicht auf.“

Auf der ganzen Welt gibt es 28 Orte mit dem Namen Hamburg. Mehr als 5 Millionen Menschen haben Deutschland im Laufe der Jahre über den Hafen

der Elbmetropole verlassen, um anderswo ihr Glück zu finden und manchmal benannten sie ihre neue Heimat nach der Stadt ihrer Kindheit. Im fernen Suriname hießen zur Blütezeit der Plantagen mindestens drei Gemeinden Hamburg und zwei weitere Altona. An eine dieser frühen Niederlassungen erinnert noch heute ein Straßenschild in einem der besseren Viertel von Paramaribo. Im Gegensatz zum historischen Stadtkern sind die Häuser hier aus Stein gebaut und werden von schweren Eisengittern vor unbefugtem Betreten geschützt. Vor einigen der Anwesen im Viertel stehen gar kleine Wachhäuschen, wie man sie von Kasernen der Bundeswehr kennt und in regelmäßigen Abständen findet man chinesische Supermärkte, in denen es eigene Kühlschränke für das in Suriname produzierte Parbo Bier gibt. Man ist sehr stolz auf die Erzeugnisse aus dem eigenen Land, weshalb auch das Staatswappen auf alle Flaschen gedruckt wird. Überhaupt scheinen Surinamer Flaggen und Abzeichen zu lieben. Der Sport Club Altona, registriert auf dem Altonaweg 90, hat eine eigene Fahne in den Farben blau-weiß-blau. Ein großer Wasserkonzern fungiert als Trikotsponsor und auf der Facebook-Fanseite des Vereins lachen dem Besucher junge Mädchen in Tanzkleidung zu, darüber steht Altona Kids. 72 Personen gefällt das.

Bobbi blättert in seinen Kopien und zeigt auf weitere Dörfer mit deutschem Ursprung. Berlijn und Hannover sind noch immer bewohnt, die beiden Plantagen mit dem Namen Bremen waren dagegen bereits zum Zeitpunkt der Kartierung verlassen. Entlang der Flüsse drängen sich hunderte Grundstücke, die man fein säuberlich mit dem Lineal abgemessen und dann in der entsprechenden Farbe in die Karte abgetragen hat. Blau steht für Zucker, rosa für Kaffee, gelb für Baumwolle, türkis für Kakao und braun für Holz. Vermerkt sind auch die Gebiete, die besonders häufig von geflohenen Sklaven attackiert wurden sowie die Verteidigungslinien des Militärs. Bevor Altona zum Namensgeber eines Fußballvereins wurde, war das Gebiet ursprünglich wohl eine Holzplantage, denn in den Unterlagen ist vermerkt, dass in der Nähe der heutigen Gemeinde Lelydorp Gemüse angepflanzt wurde. „Nachdem man die Bäume gefällt hatte, wurden auf der freigewordenen Fläche meistens Lebensmittel für die einheimische Bevölkerung angebaut“, erzählt Gelegenheits-Forscher Bobbi Suekhue. Auch die enorme Fläche von 3.000 Acre spricht für die Vermutung, dass an dieser Stelle zuvor Forstwirtschaft durch die historische Firma Beyer Boedel F.E. betrieben wurde. Mit umgerechnet 12 km² war die Plantage Altona demnach etwa doppelt so groß wie der heutige Hamburger Stadtteil Wandsbek.

Deutlich kleiner ist dagegen Bobbis Geburtsort – 594 Acre sind es genau, also 2,4 Kilometer, was in etwa der Größe von Rotherbaum entspricht. Im

Jahr 1840 waren hier 205 Sklaven beschäftigt. Kowoesoe nannten sie ihre Siedlung, in der heute überwiegend indisch-stämmige Menschen leben. Ihre Vorfahren kamen vor genau 150 Jahren als Kontaktarbeiter nach Suriname, um die freigelassenen Sklaven auf den Plantagen zu ersetzen. Die sogenannten „Hindoestanen“ machen landesweit 27,4 Prozent der Bevölkerung aus und auch Bobbi ist einer von ihnen. In der Nationalhymne heißt es dazu: Wie auch immer wir hier zusammen kamen, [...] wir sollten uns um unser Land kümmern. Mit bloßem Auge lässt sich die Fläche von Hamburg nur schwer schätzen. Zu beiden Seiten der grün gestrichenen Tankstelle sieht man ein paar einfache Häuser, daneben stehen Strommasten, dann ein paar vertrocknete Zuckerrohrfelder und am Horizont kann man eine moderne aber schlichte Brücke erahnen. Auf Luftaufnahmen ist dagegen genau zu sehen, wo auch heute noch Landwirtschaft betrieben wird und wo die Bewässerungskanäle verlaufen, in denen die Hamburger so gerne fischen. Wer nicht das Glück hat mit dem Besitzer der Tankstelle verwandt zu sein, der verdient sein Geld in der Regel mit dem Verkauf von Obst und kalten Getränken.

Um Dennis Purplehart zu treffen muss man sehr früh aufstehen. Bobbi hatte den Tipp dazu gegeben. Jeden Sonntag ab sechs Uhr wandert der 52-jährige Purplehart auf dem Unabhängigkeitsplatz in Paramaribo umher und trägt einen Singvogel mit sich spazieren. Sein ungewöhnlicher Name klingt wie die Verwundeten-Auszeichnung der US-amerikanischen Streitkräfte und doch kann man den niederländischen Einfluss in der Schreibweise erkennen. Es braucht hier nicht viel Phantasie um sich vorzustellen, dass einem an der Waterkant jemand begegnet, der unvermittelt sagt: Guten Morgen, ich heiße Frau Hansen.“ Im surinamischen Telefonbuch wird allerdings niemand mit diesem Namen geführt, dafür kennt die Liste 16 Mal Schmidt und 43 Mal Meyer. Mit einem Haken und einer Kette hat Purplehart den Holzkäfig an seiner Brust befestigt und das auch während der holprigen Fahrt auf seiner Yamaha V50M. Man könnte fast sagen, er trägt das Tier direkt am Herzen, was nur verständlich ist, denn schließlich hat er den Vogel auch selbst gefangen. Für gewöhnlich steht Bobbis Nachbar ebenfalls am Herd und brät verschiedene Reisgerichte. Seine Leidenschaft gehört jedoch mindestens im gleichen Maße den Vögeln, die für ihn die gleichen Vorzüge aufweisen wie sein Moped: Einfach zu pflegen, handlich und preiswert im Unterhalt. Auf der Wiese vor dem Präsidentenpalast haben andere Ornithologen bereits Holzlatten in den Boden gerammt, an denen später die Käfige befestigt werden.

Bei dem wöchentlichen Gesangwettstreit geht es darum, den besten Singvogel zu küren. Keine Briefmarke in Suriname kommt ohne ein Vogelmotiv aus und selbst in Taxis ist der Beifahrersitz nicht selten mit einem Vogelkäfig belegt. „In meiner Wohnung habe ich acht Vögel“, berichtet der gebürtige Hamburger, der genau wie Bobbi tagein tagaus nach Paramaribo pendeln muss. Wenn er mal in Geldschwierigkeiten kommt, sagt Purplehart, verkaufe er einfach einen der Vögel und das Problem sei gelöst. Nachdem einer seiner Lieblinge mal beim Wettbewerb gewann, kam gleich darauf ein Europäer zu ihm nach Hause, klopfte an seine Tür und bot ihm 800 Euro an. „Ich hab’ den Kerl weggeschickt“, fügt Purplehart an und grinst dabei selbstbewusst. Die Sonne ist vor ein paar Minuten aufgegangen und erst nach und nach erhitzt sich die Luft auf 35 Grad. Der Mann mit dem Vogel vor der Brust nimmt zwei Dosen ungekühltes Parbo aus seiner Tasche, die er von Zuhause mitgebracht hat. Der ältere der beiden Köche wirft dem jüngeren ein Bier zu. Bobbi fängt die Dose und öffnet sie mit einer schnellen Handbewegung. Dann greift Purplehart in seine Hosentasche, zieht zwei Trinkhalme hervor, wie man sie in jeder Bude ganz automatisch bekommt, wenn man irgendein Getränk kauft. Alkohol am Steuer ist in Suriname scheinbar ein Problem zweiten Ranges, aber auf Hygiene wird streng geachtet. Beide lassen die Halme in ihre Dose gleiten und prostern sich zu. Gar nicht so verschieden, die beiden Welten.